

*Simone Schlosser*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Venezuela

vom 21. Oktober bis 2. Dezember 2014

# **„Adiós mi Comandante: Venezuela ein Jahr nach Hugo Chávez“**

von Simone Schlosser

Venezuela, vom 21. Oktober bis 2. Dezember 2014



# Inhalt

1. Die Autorin	536
2. Ankunft	536
3. Escasez I	538
3.1 Luis Oliveros	539
3.2 Escasez II	545
3.3 Daniel	546
3.4 Darlín	548
4. Escasez III	550
4.1 Yesika und Yesenia	551
5. Kulturpolitik	554
5.1 Héctor Torres	556
5.2 Gustavo Pereira	561
6. Proteste	564
6.1 Reinaldo	564
7. Gehen oder Bleiben?	567
7.1 Oscar Hernández Bernalette	569
8. Paradies	572
8.1 Julian	573

## 1. Die Autorin

1983 in Aachen geboren, nach dem Abitur in Tübingen, Barcelona und Köln Internationale Volkswirtschaftslehre studiert. Während des Studiums erste Radioerfahrungen beim Hochschulradio Kölncampus. Seit einigen Jahren als freie Hörfunk-Journalistin für 1LIVE, WDR 3, WDR 5 und Deutschlandfunk tätig. Schwerpunkte sind Film und Literatur. In Venezuela hatte sie endlich mal wieder länger Zeit an einem Thema zu arbeiten.

## 2. Ankunft

„La lucha sigue.“ „Der Kampf geht weiter.“ Der Slogan leuchtet von einem Plakat über dem Eingang der Ankunftshalle. Ich stehe in der Schlange zur Passkontrolle. Mir ist warm in meinem dicken Pullover. Ich bin müde von der langen Reise. Paris – Madrid – Caracas. Das war damals der günstigste Flug. Dabei habe ich mich schon vor einem halben Jahr darum gekümmert. Doch die meisten Fluggesellschaften hatten gerade ihre Flüge nach Venezuela reduziert. Der venezolanische Staat schuldet ihnen Geld. Also fliegt die Lufthansa nur noch einmal die Woche von Frankfurt nach Caracas. Neben dem Slogan lächelt Hugo Chavez. Der ehemalige Präsident ist seit mehr als einem Jahr tot. Aber sein Gesicht ist noch immer überall präsent. Es hängt von Hausfassaden, klebt an öffentlichen Bussen. Zierte Kaffeetassen. Und begrüßt am Flughafen die Reisenden „Das ist wie bei George Orwell: Chávez is watching you“, wird ein Freund einige Tage später sagen. Ich scheine die Einzige zu sein, die das Poster am Flughafen bemerkenswert findet, die meisten anderen Passagiere sind Venezolaner. Aber nicht jeder ist mit dem Kurs der Regierung einverstanden. Die letzten Präsidentschaftswahlen fanden wenige Wochen nach dem Tod von Hugo Chávez statt. Nicolás Maduro, der ehemalige Vizepräsident, den Hugo Chávez kurz vor seinem Tod zu seinem Nachfolger ernannt hatte, gewann nur mit wenigen Stimmen Vorsprung gegenüber dem Kandidaten der Opposition Henrique Capriles. „Llévatelo.“ „Nimm ihn mit“, sagt der Taxifahrer auf der Fahrt vom internationalen Flughafen Simon Bolívar in Maiquetía nach Caracas über den Präsidenten Nicolás Maduro. Ich lehne lachend ab. „Das habe ich mir schon gedacht. Niemand möchte ihn haben.“ Dann widmet er sich wieder dem Twitterfeed auf seinem Smartphone. „Verkehrsnachrichten“, sagt er entschuldigend. Ich erkläre ihm, dass ich in Deutschland noch nie mit einem Taxifahrer gefahren bin, der während der Fahrt Twitter nutzt. „Jeder hat hier einen Twitteraccount“, sagt der Taxifahrer achselzuckend. „Das ist die einzige Möglichkeit, sich zu informieren. Der Regierung kann man nicht trauen.“ Wir brau-

chen fast zwei Stunden für die zwanzig Kilometer vom Flughafen in die Hauptstadt. Schließlich erreichen wir nach einem Tunnel die ersten Ausläufer von Caracas. Caracas liegt in einem schmalen Tal. Diese besondere geographische Lage hat zu einer speziellen Art der Ghettobildung geführt: Auf den Hügeln rund um die Stadt hat sich der ärmere Teil der Bevölkerung niedergelassen. Zugezogene und Migranten aus den Nachbarländern, die auf der Suche nach Arbeit in die Hauptstadt gekommen sind, und die teilweise schon seit Jahrzehnten in diesen sogenannten *barrios* leben. Die *barrios* sind das erste, was man sieht, wenn man nach Caracas reinfährt. Die meisten der Häuser sind aus einfachen rotbraunen Backsteinen. Manche sind verputzt und blau oder grün angestrichen. Im Vorbeifahren sind weder Straßen noch Gehwege erkennbar. „Soll ich dich hier raus lassen?“ Grinsend deutet der Taxifahrer auf einen der Hügel. Dann fahren wir als Teil einer langen Autoschlange in die Stadt rein. Der Verkehr stockt immer noch. Mittlerweile hat der Fahrer das Radio angemacht. Der Moderator gibt einen Stau nach dem anderen durch. Mit seinen grauen Hochhäusern und den vierspurigen Straßen gleicht Caracas anderen lateinamerikanischen Großstädten, allerdings ist das Verkehrsaufkommen hier noch höher, denn das Benzin gibt es quasi geschenkt. Eine Tankfüllung kostet umgerechnet weniger als einen Euro. Ohne den *Ávila* wäre Caracas ein Moloch. Aber durch den Berg, der die Stadt im Norden begrenzt, ist Caracas nicht nur die grünste Hauptstadt des Kontinents, sondern auch die Hauptstadt mit dem angenehmsten Klima, denn die Durchschnittstemperatur liegt das ganze Jahr bei 22 Grad. Die deutsche Kirchengemeinde, in der ich mir für die nächsten zwei Monate ein Zimmer genommen habe, liegt in Chacao, einem reichen Stadtteil im Osten der Stadt, nur zwei Straßenecken entfernt von der Deutschen Botschaft. Es ist ein großzügiges Gelände mit einem großen Vorgarten an den sich eine Reihe weiß gestrichener zweistöckiger Häuser anschließt. Hier wartet Salim auf mich. Er ist der Vater eines Freundes. Wir haben uns einmal kurz kennengelernt, als er zu Besuch in Köln war. Jetzt ist er für die ersten Tage mein Geld-Lieferant. Das venezolanische Währungssystem ist nicht besonders ausländerfreundlich. Der offizielle Wechselkurs ist extrem überbewertet. Wer hier am Automaten Geld abhebt, bekommt für einen Euro etwa sieben Bolívars. Aber ein Kaffee beim Bäcker kostet 30 Bolívars. Ein Mittagessen mindestens 100 Bolívars. Auf dem Schwarzmarkt ist ein Euro zu dem Zeitpunkt 120 Bolívars wert. Venezuela wird dadurch von einem der teuersten Länder zu einem der günstigsten. Ich fühle mich ein bisschen unwohl dabei, tröste mich aber damit, dass meine Euro eine der wenigen Möglichkeiten für Salim ist, an Devisen zu kommen. Ich überweise Salim Euro auf sein Konto in Deutschland. Dafür gibt er mir Bolívars. Er nutzt das deutsche Konto als Möglichkeit, um zu sparen. Er lacht als ich meinen Koffer

öffne, um ihm die Geschenke zu geben, die ich mitgebracht habe: Oben auf liegen zwei Rollen Toilettenpapier.

### 3. Escasez I

„Nimm mal lieber eine Rolle Toilettenpapier mit“, hatte eine Freundin vor dem Abflug zu mir gesagt. Sie war einige Wochen zuvor aus Venezuela zurückgekommen. Als ich 24 Stunden später in Caracas zum ersten Mal in den Supermarkt gehe, wundere ich mich über ihren Ratschlag, denn in den Regalen stapelt sich das Toilettenpapier. Am nächsten Tag komme ich mit einer langen Einkaufsliste wieder. Ich möchte Nudeln kochen. Dazu einen frischen Salat. Doch ich komme nicht besonders weit. In dem ganzen Supermarkt gibt es weder Öl noch Essig. Dafür lange Regalreihen mit Margarine. „Das ist wie eine Fata Morgana“, erklärt mir ein Freund am nächsten Tag, als ich ihm davon erzähle. „Auf den ersten Blick scheinen die Regale voll zu sein. Aber wenn Du genau hinschaust, stehen überall die gleichen Produkte. Und sobald du eins raus nimmst, entsteht ein Loch.“ Knappheit, Escasez wie sie sagen, ist für die Venezolaner kein neues Problem. Immer wieder ist es in der Vergangenheit zu Versorgungsengpässen gekommen. Meistens hat sich die Situation nach einigen Wochen wieder eingependelt. Doch seit einem Jahr hat sich die Knappheit kontinuierlich verschärft. Mit Toilettenpapier hat es angefangen. Das gibt es wieder. Aber dafür sind Öl und Kaffee aus den Regalen verschwunden. Auch Hygieneprodukte wie Shampoo, Waschmittel oder Windeln fehlen. Medikamente sind ebenfalls ein großes Problem. In den Supermärkten und Apotheken hängen Listen mit den vorgegebenen Verkaufsmengen. Die meisten der knappen Produkte sind mittlerweile rationiert. Jeder Einkauf wird über die Nummer des Personalausweises registriert. In manchen Filialen muss man sich vor dem Einkauf sogar in ein spezielles System eintragen lassen. Einmal stehe ich in einer Apotheke in der Kassenschlange. Neben der Kassiererin stapelt sich eine Lieferung Trockenmilch. Das Pärchen vor mir bezahlt gerade. Erst er zwei Packungen. Dann sie. Ob ich auch Milch kaufen möchte, fragt die Dame hinter mir in der Schlange. Ich schüttele den Kopf. Vielleicht könne ich ihr dann eine Packung mitbringen? Lieferungen sprechen sich meistens schnell herum. Bei meinem ersten Besuch im Goethe-Institut riecht es in den Büros nach frisch gewaschener Wäsche. Der Bibliothekar Raúl lacht entschuldigend und deutet auf eine Einkaufsstüte in der Ecke: „Eine Freundin hat mich angerufen. Es gab Waschmittel.“ Mit dem Taxi fahre ich einmal an einem Supermarkt vorbei. Die Schlange vor dem Eingang zieht sich bis zur nächsten Straßenecke. Der Einlass wird wie in solchen Fällen üblich streng überwacht: Erst wenn

ein Kunde den Laden verlässt, darf der nächste eintreten. Eine junge Frau verlässt den Supermarkt und läuft an der Schlange vorbei. Die neugierigen Blicke der Wartenden ruhen auf den gefüllten Einkaufstüten. Manche wissen noch gar nicht, wofür sie anstehen. Der Taxifahrer schüttelt den Kopf. Früher habe man sich nicht für die Einkäufe der anderen interessiert. Das sei schließlich Privatsache. „Aber wenn man jetzt jemand mit Einkaufstüten sieht, dann starren die Menschen da drauf, weil sie Angst haben, eine Lieferung zu verpassen.“ Schweigend fahren wir weiter. Im Radio läuft eine Call-In Sendung. Die Anrufer sind auf der Suche nach Medikamenten.

### 3.1 Luis Oliveros

„Twitter hat sich zur größten Apotheke Venezuelas entwickelt.“ Luis Oliveros schüttelt den Kopf. Die Lebensmittelknappheit könne man noch verschmerzen. Aber die Medikamentenversorgung sei ein großes Problem. „Da suchen Menschen auf Twitter nach einem Medikament für ihre Chemotherapie. Das muss man sich einmal vorstellen.“ Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass es in den Apotheken nicht einmal mehr ein einfaches Kopfschmerzmittel gibt, ich möchte lieber nicht darüber nachdenken, wie es mit spezielleren Medikamenten aussieht. „Jeder Kiosk-Besitzer versteht mehr von Wirtschaft.“ Luis Oliveros lässt keinen Zweifel daran, wer seiner Meinung nach für die Versorgungsknappheit verantwortlich ist. In der kritischen Tageszeitung *El Nacional* ist der Wirtschaftswissenschaftler ein gern gesehener Gastautor. Früher hätten sich auch andere Tageszeitungen regelmäßig bei ihm gemeldet. Aber irgendwann seien die Anrufe ausgeblieben. Wie zur Bestätigung wirft er einen kurzen Blick auf sein iPhone, das auf dem Tisch liegt. Als Unternehmensberater verdient Luis Oliveros gut. In seinem weißen Poloshirt und der beigefarbenen Hose wirkt er ein bisschen europäisch. Die grauen Haare machen es schwer, sein Alter zu schätzen, aber irgendwann im Gespräch wird er verraten, dass er Ende dreißig ist. Zusätzlich arbeitet Luis Oliveros als Dozent an verschiedenen Universitäten. Als Professor könne man keine Familie ernähren. Deshalb mache er das nur nebenbei. „Schau dich um.“ Wir sitzen in einem Café im Eingangsbereich eines kleinen Einkaufszentrums. Es sind noch drei Wochen bis Weihnachten. Das wird hier ähnlich groß gefeiert wie in Deutschland. Aber in den Geschäften ist es ruhig. „Normalerweise ist hier kurz vor Weihnachten total viel los. In diesem Jahr kommen die Menschen nur zum Gucken. Man sieht kaum jemanden mit Tüten hier rumlaufen. Alle sind nur auf der Suche nach günstigen Schnäppchen.“ Ich stimme ihm zu, werfe aber ein, dass viele Regierung Anhänger der Meinung sind, das ganze Gerede über eine Wirtschaftskrise sei

eine Kampagne der Opposition. Luis Oliveros schüttelt den Kopf: „Krise ist, du hebst 10.000 Bolívares ab, und auf dem Heimweg kann dir sonst was passieren.“ Sprechen wir also über die Ursachen: „Die Knappheit hat einen einfachen Grund: Die Regierung hat falsche Anreize gesetzt.“ Für Unternehmen sei es in den vergangenen Jahren völlig unrentabel gewesen selber zu produzieren. „Die Message der Regierung war eindeutig: Wer produziert, wird verstaatlicht.“ Also hätten die Unternehmen ihre Produktion weitgehend eingestellt. Ein weiterer Grund dafür seien die Preiskontrollen. Die Regierung hat für eine Reihe von Produkten des täglichen Bedarfs wie Milch, Wasser oder Reis sowie Hygieneprodukte wie Deodorant oder Spülmittel feste Verkaufspreise festgelegt. Es ist kein Zufall, dass es sich dabei genau um die Produkte handelt, die man im Moment kaum noch in den Regalen findet. Denn aufgrund der hohen Inflation lägen die festgelegten Preise mittlerweile oftmals unterhalb der Produktionskosten. Luis Oliveros deutet auf sein weißes Polo T-Shirt: „Wenn der Preis für dieses Hemd zum Beispiel auf 80 Dollar festgelegt ist, die Herstellung aber 100 Dollar kostet, dann macht es für mich keinen Sinn, dieses Hemd zu produzieren.“ Stattdessen hätten sich viele Unternehmen auf das Importgeschäft gestürzt. „Da wurden wirklich fast schon makabre Anreize gesetzt. Den Menschen wurde vorgebracht, dass der Dollar günstig ist, dabei war der Bolívar total überbewertet. Das hat die Importe natürlich begünstigt.“ Venezuela war immer schon eine Importnation. In den vergangenen Jahren hat sich daraus eine regelrechte Abhängigkeit entwickelt. Aktuell importiert Venezuela mehr als 70 Prozent seiner Lebensmittel. „Das Problem kommt dann, wenn der Ölpreis sinkt, und die Einkünfte aus den Erdölexporten zurückgehen. Das haben wir dieses Jahr gesehen, und das wird sich im kommenden Jahr fortsetzen.“ Erdöl ist Venezuelas einziges Exportgut. 98 Prozent der Devisen im Land werden durch den staatlichen Erdölkonzern PDVSA generiert. Die Rechnung ist simpel: Sinkt der Erdölpreis, sinken die Deviseneinnahmen. Das hat unmittelbare Auswirkungen. Denn der Devisenmarkt in Venezuela ist reguliert. Im Klartext bedeutet das: Wer Dollar haben möchte, muss diese beim Staat beantragen. Das gilt für Unternehmen genauso wie für Privatpersonen. Unternehmen steht ein bestimmtes Kontingent für die Bezahlung von Waren und Dienstleistungen aus dem Ausland zur Verfügung. Das gleiche gilt für Privatpersonen: Venezolaner die ins Ausland reisen, müssen vorher angeben, wohin sie fahren und wie lange sie dort bleiben werden, dann wird ihr Konto für die Dauer des Aufenthalts freigeschaltet. Zusätzlich hat jeder Venezolaner ein Kontingent für Einkäufe per Kreditkarte. Die Regulierung des Devisenmarktes steht in enger Verbindung mit dem Währungssystem. Auf Außenstehende wirkt das ähnlich undurchsichtig wie der Verkehr in Caracas. Auch die meisten Venezolaner haben längst den Überblick verloren.



„Das ist totaler Wahnsinn“, Luis Oliveros wirkt fast ein bisschen belustigt. „Venezuela ist das einzige Land weltweit mit einem derart verrückten Währungssystem. Das Schlimmste daran ist, ein solches System hatten wir schon einmal. Wir lernen einfach nicht aus unseren Fehlern. Das hat damals nicht funktioniert und das wird es auch jetzt nicht.“ Grundsätzlich gibt es in Venezuela drei Arten von Wechselkursen. Öffentliche Unternehmen zahlen in der Regel 6,30 Bolívares für einen Dollar. Nichtstaatliche Unternehmen und Privatpersonen zahlen entweder 6,30 Bolívares oder zwölf Bolívares. Beide Wechselkurse sind zu niedrig angesetzt. Der Dollar ist also unterbewertet: „Der Dollar wird zu beiden Wechselkursen regelrecht verschenkt.“ Die Regierung hat deshalb im Frühjahr einen dritten Wechselkurs von 50 Bolívares pro Dollar eingeführt, um das Währungssystem zu entlasten: „Dieser dritte Wechselkurs war eigentlich als eine Art Auktion angelegt: Wer Dollar braucht, muss dafür entsprechend viel bezahlen. Aber dann hat die Regierung den Preis auf 50 Bolívares festgelegt. Letztlich hat sie also einfach nur einen weiteren festen Wechselkurs geschaffen.“ Entstanden ist dieses Währungssystem aus einer Notsituation heraus. 2003 hatte ein Generalstreik die Erdölindustrie lahm gelegt. Die Erdöleinnahmen brachen ein. Ausländische Investoren begannen ihr Kapital aus dem Land abzuziehen. Mit der Einführung fester Wechselkurse sollte der Verfall der eigenen Währung verhindert werden. Mittlerweile bewirkt dieses System genau das Gegenteil. Denn der Staat verschuldet sich mit jedem Dollar, den er zu einem der beiden ersten Wechselkurse verkauft. Also hat er das Angebot in den vergangenen Jahren kontinuierlich reduziert. In diesem Jahr sind in Folge des sinkenden Erdölpreises und dem damit verbundenen Rückgang an Deviseneinnahmen weitere Kürzungen hinzugekommen. Privatpersonen etwa hatten früher Anspruch auf 5.000 Dollar. Mittlerweile sind es nur noch 3.000 Dollar. Wem das nicht reicht, dem bleibt nur der Schwarzmarkt. Das betrifft auch Unternehmen, denn oftmals reichen die Devisen, die ihnen vom Staat zugewiesen wurden, nicht aus, um ihre Verbindlichkeiten im Ausland zu decken. In der Folge ist der Schwarzmarktkurs in den vergangenen Monaten regelrecht explodiert. Mitte Oktober lag der Wechselkurs bei 100 Bolívares pro Dollar. Im Dezember musste man fast das Doppelte bezahlen. Dieser Anstieg habe viel mit den schlechten Prognosen für das kommende Jahr zu tun, meint Luis Oliveros: „Die Menschen sehen, dass ihre Währung jeden Tag weniger Wert ist und denken sich: Der Preis von heute kann günstig sein, im Vergleich zu dem, was der Dollar morgen kostet.“ Aber fast 200 Bolívares für einen Dollar sind ein hoher Preis. Viele Venezolaner können sich deshalb eine Reise ins Ausland nicht mehr leisten. Aber was sollen sie mit ihrem Geld machen? Sparen lohnt sich nicht, denn wer weiß, wie weit der Bolívar noch sinkt. Also geben die Menschen ihr Geld aus. Doch die Möglichkeiten

dafür sind begrenzt. Denn es werden immer weniger Waren eingeführt. Eine gefährliche Kombination, meint Luis Oliveros: „Es kommen also zwei Probleme zusammen: Ein krasser Rückgang des Angebots und ein krasser Anstieg der Nachfrage. Das ist die einfachste Erklärung für die Knappheit.“ Die Knappheit ist aber nur ein Teil des Problems. Dazu kommt eine extrem hohe Inflation. Die Regierung hat schon seit einigen Monaten keine offiziellen Zahlen mehr bekannt gegeben. Aber schätzungsweise liegt die aktuelle Inflation bei 70 Prozent. Die gefüllten Bananenblätter Hallacas sind zu Weihnachten ein beliebtes Gericht in Venezuela. Im vergangenen Jahr hat eine Hallaca auf der Straße 30 Bolívares gekostet. Jetzt sind es 80 Bolívares. „Die Zentralbank druckt immer weiter Geld. Obwohl sie damit gegen die Verfassung verstößt.“ Der Grund dafür ist der staatliche Erdölkonzern PDVSA. Die Einnahmen, die PDVSA aus dem Verkauf von Dollar generiert, reichen nicht aus, um die Verbindlichkeiten zu decken. Der Staat habe dieses Finanzierungsloch mit Hilfe der Zentralbank geschlossen. Mittlerweile hat PDVSA bei der Zentralbank Schulden in Milliardenhöhe. „Das ist ein perfekter Cocktail für eine hohe Inflation: Die Zentralbank druckt Geld, um das Defizit von PDVSA zu begrenzen. Es ist mehr Geld im Umlauf, aber dieses Geld ist immer weniger Wert. Sparen lohnt sich deshalb nicht. Also geben die Menschen das Geld sofort aus. Die Nachfrage steigt kontinuierlich. Gleichzeitig geht das Angebot weiter zurück. Am Ende hat man eine persistente Inflation und eine galoppierende Knappheit. Das ist ein Teufelskreis.“ Dementsprechend schwierig ist es, einen Ansatzpunkt zu finden, zumal die Probleme eigentlich eine grundsätzliche Lösung erfordern, meint Luis Oliveros: „Das Problem sind die Institutionen. Chávez und Maduro waren wie zwei Serienmörder: Die beiden haben die Institutionen zerstört und sie zu Sklaven ihres politischen Projekts gemacht. Mittelfristig müssen die Institutionen wieder aufgebaut werden. Es kann nicht sein, dass die Zentralbank einfach Geld druckt. Oder dass die Regierung keine Zahlen zur Wirtschaftslage veröffentlicht. Das Jahr ist fast zu Ende, aber niemand weiß, wie hoch die Produktion von PDVSA ist.“ Das Land müsse sich dringend Gedanken darüber machen, wer für die Wirtschaftspolitik verantwortlich sein soll, denn diejenigen, die es im Moment sind, hätten offensichtlich keine Ahnung: „Nicolás Maduro hat gerade ein Paket von 50 Gesetzen verabschiedet. Darunter ist auch ein Gesetz zur Zentralbank. Darin steht, dass die Währungsreserven in Zukunft alles sein können. Also nicht nur Dollar und Gold, sondern auch Diamanten. Die Währungsreserven werden also einfach künstlich aufgepumpt. Das ist eine Wirtschaftspolitik wie in einem Tante-Emma-Laden.“ Luis Oliveros atmet kurz durch. Dann erläutert er seine Reformvorschläge: Das Währungssystem abschaffen. Den Klientelismus bei der Vergabe von Devisen abschaffen. Geld in die Erdölindustrie stecken.

Finanzieren würde er diese Maßnahmen über eine Anhebung des Benzinpreises. Eine Tankfüllung kostet in Venezuela weniger als eine Flasche Wasser. Manchmal scherzen die Menschen, dass man in Venezuela sein Auto mit Benzin wäscht, weil es günstiger ist. „Hier wird das Benzin verschenkt. Die Produktionskosten sind um ein vielfaches höher. Es wird immer so getan, als wäre der Benzinpreis unantastbar. Aber die Menschen müssen endlich verstehen, dass sich etwas ändern muss.“ Einige scheinen das längst eingesehen zu haben. „Soll ich dir mal was zeigen?“, fragt ein Taxifahrer einmal und fährt mit mir zu einer Tankstelle. Dort muss man nur zur Zapfsäule vorgehen, den Rest erledigt der Tankwart. Die digitale Anzeige zeigt vier Bolívares, als der Tank voll ist. Der Taxifahrer reicht durchs Fenster einen zehn Bolívares Schein, dann fährt er weiter. „Hast du gesehen? Ich habe mehr Trinkgeld gegeben als die ganze Tankfüllung gekostet hat.“ Andere lehnen eine Benzinpreiserhöhung strikt ab. Man möchte schließlich keinen zweiten Caracazo. Gemeint sind die blutigen Aufstände von 1989. Damals war ebenfalls versucht worden, auf dem Höhepunkt einer Wirtschaftskrise, die Benzinpreise anzuheben. Seitdem habe man jeden Versuch in die Richtung unterlassen. Luis Oliveros schüttelt den Kopf. Die Menschen hätten eine seltsame Erinnerung. „Das letzte Mal, dass der Benzinpreis angehoben wurde, war 1997. Damals war Rafael Caldera Präsident. Der war von allen Präsidenten, die dieses Land gesehen hat, einer der unbeliebtesten. Aber trotzdem hat er die Reform durchbekommen. Niemand hat sich dafür interessiert.“ Ich gebe zu bedenken, dass Reformen für die Regierung auch deshalb ein schwieriges Thema seien, weil sie einen anderen Blick auf die Krise hat. Nach Auffassung der Regierung führen die USA einen Wirtschaftskrieg gegen Venezuela. Luis Oliveros grinst. Er habe noch nie verstanden, was das bedeuten soll: „Der Staat kontrolliert die Wirtschaft. Der Staat kontrolliert den Devisenmarkt. Wer soll da einen Wirtschaftskrieg führen? Aber nehmen wir mal an, es gebe einen Wirtschaftskrieg. In den zwei Jahren, in denen die Regierung darüber spricht, hat sich die Wirtschaftslage kontinuierlich verschlechtert. Also ist die Regierung wohl nicht die richtige, um diesen Krieg zu gewinnen, denn seit zwei Jahren verliert sie.“ Dieses Jahr wäre mit Blick auf die Parlamentswahlen im kommenden Jahr das perfekte Jahr für Wirtschaftsmaßnahmen gewesen: „Man hätte die politischen Kosten leicht weggesteckt. Dafür hätte man dann im nächsten Jahr von den positiven Folgen der Maßnahmen profitiert. Mit der steigenden Popularität hätte man die Wahlen locker gewinnen können.“ Jetzt werde es für die Regierung schwierig. „Wie es aussieht, kann die Opposition gewinnen. Aber in Venezuela kann sich das ganz schnell ändern. Zugleich ist es auch unwahrscheinlich, dass die Popularität von Maduro wieder zunimmt. Es sei denn, es passiert ein Wunder. Ich meine, solche Wunder gibt es immer wieder, zumal in Ve-

nezuela. Aber es sieht sehr schlecht aus für die Regierung.“ Nicolás Maduro habe einfach nicht das gleiche Standing wie Hugo Chávez. Wenn es früher Probleme gab, dann habe man nicht Chávez die Schuld dafür gegeben, sondern dem zuständigen Minister. Mit Maduro sei das anders: „Maduro ist immer der Schuldige.“ Luis Oliveros hat ein großes Vertrauen in die Opposition. Auch wenn er weiß, dass es schwierig ist, einen Zusammenschluss von mehr als 20 Parteien zusammen zu halten. Aber er glaubt an den neuen Sprecher der sogenannten Mesa de la Unidad Democrática: „Ich glaube an Chúo Torrealba. Der schafft es, die Parteien an einem Tisch zu versammeln. Ich glaube, der Schlüssel ist, sich endlich als Alternative zu verkaufen. Das hat die Opposition jahrelang versäumt. Wenn die Regierung eine Sache gesagt hat, hat die Opposition das Gegenteil davon gesagt.“ Außerdem habe die Opposition in der Vergangenheit Fehler gemacht. Der Generalstreik der Erdölindustrie, zu dem die Opposition damals aufgerufen hatte, sei einer davon gewesen. „Aber das ist jetzt auch mehr als zehn Jahre her. Wenn die Regierung heute noch behauptet, ein Streik von damals habe die Industrie bis heute lahmgelegt, dann ist man wohl unfähig.“ Das Fazit von Luis Oliveros fällt schlecht aus: „Venezuela hat das Schlimmste noch nicht überstanden, das kommt erst noch. Ich denke, im nächsten Jahr wird der Barrel zwischen 60 und 65 Dollar kosten. Die Regierung ist darauf nicht vorbereitet. 1998 war Venezuela innerhalb der OPEC das Land mit den dritthöchsten Währungsreserven. Damals hatte Venezuela 15 Prozent der Währungsreserven aller OPEC-Staaten. Heute ist es weniger als ein Prozent. Venezuela ist das einzige Land in der OPEC, das nicht gespart hat. Das viele Sachen nicht gemacht hat, um sich auf den sinkenden Ölpreis vorzubereiten.“ Venezuela ist außerdem das einzige Land innerhalb der OPEC, das sich für einen höheren Erdölpreis einsetzt, und das obwohl davon weltweit vor allem die ärmeren Länder profitieren. Ein Land, das sich selber als sozialistisch bezeichnet, sollte eine solche Entwicklung eigentlich unterstützen. Für Luis Oliveros ist das symptomatisch: „Der Sozialismus wird einem hier verkauft wie eine Art Lebensgefühl. Aber tatsächlich sind 70 Prozent des BIP Konsum. Der Konsum ist wichtig. Der Konsum generiert das allgemeine Wohlbefinden. Das hat die Regierung in den vergangenen zwei Jahren für sich genutzt. Der Chávismus hat die Menschen zu Abhängigen gemacht. Anstatt den Menschen zu zeigen, wie man angelt, hat man ihnen Fische geschenkt.“ Doch langsam geht der Regierung das Geld für Geschenke aus. Luis Oliveros befürchtet, dass schon bald die Armut steigen wird. Möglicherweise sogar auf ein ähnliches Niveau wie vor Chávez. Wer kann habe das Land bereits verlassen. Auch er denkt darüber nach mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter auszuwandern: „Meinen nächsten Geburtstag feiere ich bei Skype. Ich bin der einzige von meinen Freunden der noch hier ist. Wenn sich die Situation im nächsten Jahr nicht verbessert, werden wir auch gehen.“

### 3.2 Escasez II

„Das ist wie die Schlange für Harina P.A.N.“, meint ein junger Mann am Einlass zum Baseballstadion in Caracas. Es ist ein Derby: Die Leones aus Caracas gegen die Tiburones aus La Guaira. Das Stadion ist fast ausverkauft. Trotzdem ist nur ein Eingang geöffnet. Eine lange Schlange windet sich durch die Essensstände rund um das Stadion. Die Wartenden lachen über den Witz. Das Maismehl Harina P.A.N. ist schon seit Wochen aus den Regalen verschwunden. Mittlerweile drehen sich die meisten Gespräche um die Escasez. Auf dem Weg zum Stadion sind zwei Frauen vor mir hergelaufen. In ihrer Unterhaltung ging es um Babymilch. Wenn es keine mehr gebe, dann müsse man eben nehmen, was kommt. Einige Tage später sitze ich morgens in der U-Bahn. An der Haltestelle Chacaíto steigt ein junges Pärchen ein. Sie trägt bunte Sandalen mit Plateau-Absatz und pinkfarbenen Lidschatten. Er Jeans und ein unauffälliges T-Shirt. In einer Hand hält sie einen kleinen Karton wie sie zum Verpacken von Gebäck und Torten verwendet werden. Die beiden sind mitten in einem Gespräch: „Weißt Du noch, letztes Jahr haben wir auch eine Geburtstagstorte gekauft. 120 Bolívares hat die gekostet. Mit zwanzig Personen haben wir davon gegessen. Erinnerst du dich?“ Der Freund antwortet nicht. „Es kann doch nicht sein, dass die gleiche Torte in diesem Jahr 600 Bolívares kostet.“ Mit fester Stimme spricht sie weiter: „Dann muss ich mir anhören, ich würde übertreiben, aber das kann doch nicht sein.“ Er gibt ihr einen Kuss, wie um sie zu beruhigen, doch sie schüttelt ihn ab. „Die Gewalt wird auch immer schlimmer. In den ganzen letzten Jahren ist uns nicht einmal etwas passiert. In diesem Jahr direkt mehrfach. Erinnerst du dich an das eine Mal, als du aus der Uni nach Hause gegangen bist? Das sind keine fünf Minuten bis zum Parkplatz. Trotzdem musst du Angst haben, dass du überfallen wirst. Nicht einmal in der Uni ist man sicher. Erinnerst du dich?“ Die beiden scheinen das Gespräch nicht zum ersten Mal zu führen. „Man kann nicht mal mehr in Ruhe einen Kaffee trinken. Immer muss man Angst haben, dass man eine Kugel abbekommt. Ich will echt nicht übertreiben, aber in was für einem Land leben wir denn? Das ist doch kein Frieden. Ich meine, wenn wir jetzt in Israel wären. Aber dass man hier Angst haben muss, dass man irgendwie eine verirrte Kugel abbekommt. Das ist echt kein Frieden für mich.“ Er bleibt weiterhin stumm. Aber sein Blick scheint zu sagen: Was soll man denn machen? Die Metro hält. Er steigt aus. „Wir sehen uns heute Abend.“ „Pass auf dich auf.“ „Du auch.“

### 3.3 Daniel

„Venezolaner sind einfach gut darin anzustehen“, erklärt Daniel Ernst. „Das war schon immer so.“ Als Kind habe seine Mutter Witze darüber gemacht: Woran erkennt man an welchem Gate der Flug nach Caracas startet? An der Schlange eine Stunde vor Abflug. Daniel verzieht keine Miene. Nach seinem Studium in Berlin wollte er nie wieder zurück nach Venezuela. Doch dann hat seine Frau ein Stellenangebot beim DAAD in Caracas bekommen. Vier Jahre, das war der Deal. Mittlerweile sind daraus fünf geworden. Für Daniel ist jeder Tag in Venezuela ein Tag zu viel. „Es gibt Menschen, die leben gerne hier. Denen gefällt das Chaos. Für mich hat das nichts mit Leben zu tun.“ Er deutet auf die Dose vor mir auf dem Tisch. „Das fängt schon damit an, dass man irgendwo sitzt und eine Coca Cola bestellt, aber eine Pepsi bekommt.“ Wir haben uns zum Mittagessen verabredet. Jetzt sitzen wir in einem kleinen Restaurant im Erdgeschoss eines der großen Bürogebäude die typisch sind für den Stadtteil Chacao. Einige Stockwerke über uns befindet sich die Schweizer Botschaft. Direkt um die Ecke liegt das Büro der Deutschen Botschaft. „Ich mag sowieso lieber Pepsi“, erkläre ich. Daniel schüttelt den Kopf. „Es geht ums Prinzip.“ Mit seinem Cousin bekommt er sich regelmäßig in die Haare. Für den ist Venezuela das beste Land der Welt: In jeder Schlange kommt man sofort mit den Menschen ins Gespräch. Das gibt es in keinem anderen Land. Daniel kann diese Denkweise nicht nachvollziehen: „Das ist doch kein Wunder: In welchem anderen Land muss man am Geldautomaten drei Stunden Schlange stehen? Ich brauche diesen Kontakt nicht. Wenn ich jemanden kennenlernen möchte, dann gehe ich in eine Bar.“ Im vergangenen Jahr hat sich sein Unwohlsein verschärft. Die langen Schlangen vor jedem Supermarkt und vor jeder Apotheke findet er unwürdig: „Ich möchte nicht in einem Land leben, in dem ich für Pampers anstehen muss.“ Zuhause gibt es deshalb immer wieder Streit. Als sich seine Frau Julia das letzte Mal für Windeln angestellt hat, ist er eine Runde um den Block gefahren. Mittlerweile haben sie sich darauf geeinigt, dass sie Venezuela im nächsten Jahr verlassen werden, um in Julias Heimat Deutschland zu leben. Ein anderer Grund dafür ist die Sicherheit: Wie erklärt man einer Vierjährigen, dass man am Nachmittag nicht mehr in den Park gehen kann, weil es zu gefährlich ist? Abgesehen davon hat er nicht das Gefühl etwas zurückzulassen. Die Mehrheit seiner Freunde hat Venezuela längst verlassen. Nur ein Freund lebt noch in Caracas. Aber wer weiß wie lange noch. Heute haben sie endlich eine Nachfolgerin für seine Stelle in der Deutsch-Venezolanischen Außenhandelskammer gefunden. Ein halbes Jahr lang war die Stelle ausgeschrieben. Aber es gab kaum Bewerber. „Das muss man sich mal vorstellen. Es ist ja nicht so als wäre ich Atomphysiker. Mit einem ge-

wissen Grundwissen kann man sich schnell einarbeiten. Aber die qualifizierten Menschen haben längst das Land verlassen. Oder sie denken darüber nach auszuwandern. Das ist ein unglaublicher Brain Drain der hier stattfindet.“ Ein anderes Problem sei die informelle Wirtschaft: „Wer möchte schon den ganzen Tag für einen Mindestlohn im Büro sitzen, wenn er als Straßenverkäufer das Vierfache verdienen kann?“ Zumal er für einen normalen Einkauf für drei Personen in der Woche mehr als einen Mindestlohn ausgibt. „Und wir kaufen wirklich nichts Besonderes, schließlich sei er auf Diät.“ Dabei klopft er sich auf den Bauch. Zehn Kilo im letzten halben Jahr. Nur mit dem Rauchen müsse er noch aufhören. Er lacht zum ersten Mal innerhalb des Gesprächs. Dann wird er wieder nachdenklich: „Wir gehören zu den Privilegierten. Wir zahlen keine Miete. Wir haben kaum Ausgaben für das Auto.“ Wie das die anderen Familien machen, weiß er auch nicht. „Ich frage mich, wie es soweit kommen konnte“, erklärt Daniel nachdenklich. Er sei noch nie auf Kuba gewesen. Aber wenn er in Miami ist, dann spricht er manchmal mit Kubanern, und dann heißt es immer: Ich kann dir genau sagen, was passieren wird, denn wir haben das schon vor dreißig Jahren durchgemacht. Daniel schüttelt den Kopf. „Das kann echt nicht sein. Kuba ist eine kleine Insel, die nie etwas anderes produziert hat als Zuckerrohr. Aber Venezuela war jahrelang eine der führenden Erdölnationen. Das ist mir echt ein Rätsel.“ Wir bleiben eine Weile stumm. Mein Teller ist fast leer. Er kommt vor lauter Reden kaum zum Essen. Jetzt nutzt er die Gesprächspause. Dann kommt er zum Kern des Problems: „Wir haben eine Planwirtschaft ohne Planung. Es existiert ein Organismus, der Devisen zuteilt, aber diese Devisen verschwinden innerhalb eben dieses Organismus.“ Außerdem habe sich der Mythos etabliert, dass der Staat einem Geld schenke, wenn man ins Ausland reist: „Niemand schenkt einem irgendetwas. Das ist mein Geld. Und wenn ich während einer Reise 50.000 Dollar ausgeben möchte, dann ist das meine Entscheidung. Aber die kann ich nicht treffen, weil ich nur Zugang zu 3.000 Dollar habe.“ Die Menschen würden immer noch glauben, dass dieses Geld vom Himmel falle, und der Staat hebe es auf und schenke es ihnen. „Die Devisen werden natürlich subventioniert. Das ist ein Privileg. Aber ein Privileg, das es eigentlich nicht geben dürfte.“ Die Hühnerbrust auf seinem Teller ist mittlerweile vermutlich kalt geworden. Als der Kellner vorbei kommt, deutet er mit einer Geste an, dass er den Teller mitnehmen kann. Dann bittet er um die Rechnung. Das gehe natürlich auf ihn. „Was kann man denn machen?“, frage ich zum Abschluss. „Nichts“, erwidert Daniel trocken. „Die Wirtschaft ist nur ein Teil des Problems. Die Regierung ist nur ein Teil des Problems. Wir Venezolaner sind nur ein Teil des Problems. Es gibt so viele Probleme, dass es dafür kurz- oder mittelfristig keine Lösung gibt. Denn niemand weiß, wo ein Problem anfängt, und wo es auf-

hört. Das ist wie mit der Frage: Was war zuerst da? Die Henne oder das Ei?“ Wir stehen auf. Daniel raucht noch eine. Dann gibt er mir den Kontakt von einem alten Freund. Die beiden haben sich während ihrer Auslandssemester in Berlin kennengelernt. „Nach unserer Rückkehr haben wir in Caracas zusammen in einem Projekt für Jugendliche aus den barrios gearbeitet. Dann haben wir uns aus den Augen verloren. Es könnte interessant sein, mit ihm zu sprechen“, sagt er. Dann verschwindet er in dem Gebäude.

### 3.4 Darlín

Darlín ist das Gegenteil von Daniel. Wir haben uns auf dem Plaza Bolívar verabredet, dem historischen Wahrzeichen von Caracas, gewidmet dem Nationalhelden Simon Bolívar. Erst vor einigen Jahren hat die Stadt die Grünanlagen und Springbrunnen erneuern lassen. Der Plaza Bolívar ist wie in allen Städten Venezuelas ein beliebter Treffpunkt. In Caracas liegt er im regierungsfreundlichen Westen der Stadt. Deshalb treffen sich hier vor allem Chávistas. In einer Ecke steht ein roter Pavillon. „Hier sitzen die Hardcore-Chávistas“, meinte ein Freund einige Tage zuvor. Eine Gruppe älterer Männer in roten T-Shirts sitzt auf weißen Plastikstühlen um einen kleinen Fernseher, auf dem alte Reden von Hugo Chávez laufen. Daneben liegen Handzettel und Prospekte. Darlín wartet unterhalb der Statue von Simon Bolívar in der Mitte des Platzes. Er trägt eine Art Uniform: Ein beigefarbenes Hemd mit einem offiziellen Logo in den Farben der venezolanischen Flagge auf den hochgekrepelten Ärmeln. Es erinnert mich an eine Pfadfinderkluft. Wir gehen einen Kaffee trinken. Danach zeigt er mir das Casa Bolívar. In dem Geburtshaus von Simon Bolívar ist heute ein Museum. Dort ist ein Gemälde zu sehen, das die Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung zeigt. Mit Stolz in der Stimme nennt Darlín die Namen fast aller darauf abgebildeten Repräsentanten. Als wir wieder draußen stehen, dämmert es. „Früher war das hier eine ziemlich unsichere Gegend. Jetzt kann man auch abends noch entspannt herumlaufen“, erklärt er. Ich werfe ein, dass Daniel plant, mit seiner Familie nach Deutschland zu ziehen, weil es ihnen hier zu gefährlich ist. „Was soll denn da im Osten gefährlich sein?“, schmunzelt er. Darlín lebt in einem bairro im Süden der Stadt. Bis vor kurzem hat er bei seiner Mutter gewohnt. Dann wurde seine Tochter geboren. Jetzt lebt er mit seiner Frau bei ihren Eltern mit im Haus. „Die Situation ist nicht ideal“, räumt er ein. Aber eine eigene Wohnung zu finden ist kompliziert. Er hat sich in eine Liste eingetragen, über die Wohnungen für die Mittelschicht vermittelt werden, doch bisher hat sich dadurch nichts ergeben. Darlín arbeitet bei Fundaribas, einer staatlichen Stiftung zur Drogenprävention, die



an das Ministerio del Poder Popular del Despacho de la Presidencia angeschlossen ist. Deshalb trägt er seine Uniform. Das Ministerium befindet sich in einem der Hochhäuser rund um den Plaza Bolívar. Die Stiftung belegt hier zwei Etagen. An der Tür hängt ein großes Poster von Hugo Chávez: „La revolución sigue.“ „Die Revolution geht weiter.“ Darlín teilt sich sein Büro mit anderen Kollegen. Die schmalen Schreibtische sind durch unauffällige Stellwände voneinander abgetrennt. Zusammen mit zwei Kollegen ist Darlín für die Aufbereitung von Forschungsergebnissen zuständig. Die anderen Mitarbeiter bieten Beratungsgespräche an. Außerdem organisieren sie Informationsveranstaltungen in Schulen und Gemeindezentren. Einer der Hauptverantwortlichen für die Arbeit der Stiftung ist Ender. Wie Darlín lebt er in einem barrio. Zusammen mit seinen Eltern, seinem Bruder und der Familie seiner Schwester teilt er sich ein Haus. „Ein einfaches, aber gemütliches Haus“, wie er sagt. Ender ist ein glühender Anhänger von Hugo Chávez. Er ist Mitglied in der JPSUV und sitzt in seinem Viertel im consejo comunal, einem der Nachbarschaftsräte, die von Hugo Chávez gegründet wurden, um die Basisdemokratie zu stärken. Als Hugo Chávez zum ersten Mal gewählt wurde, war Ender mitten in der Pubertät. Mit der Wahl hat sich für ihn alles geändert: „Das war das erste Mal, dass sich jemand für uns interessiert hat“, erklärt Ender mit glänzenden Augen. Das barrio galt bis dahin als zona roja: Ein Viertel mit einer hohen Kriminalitätsrate und einem starken Drogenkonsum. In den vergangenen Jahren habe sich das komplett verändert: „Chávez hat uns aufgeweckt, indem er gesagt hat: Ihr müsst anfangen, euch selber zu organisieren. Damit hat er uns Selbstbewusstsein gegeben. Er hat uns gezeigt, dass wir selber etwas bewirken können.“ Zweimal in der Woche trifft sich das consejo comunal, um Lösungen für die Probleme im Viertel zu finden. Seitdem hat sich der Alltag verändert: „Das Zusammenleben hat ein ganz neues Maß an Vertrauen bekommen. Jeder fühlt sich verantwortlich dafür, dass es sauber ist und dass der Müll nicht überall rumfliegt. Man passt aufeinander auf.“ Ender redet schnell. Manchmal klingen seine Sätze auswendig gelernt. Aber vielleicht hat er auch einfach Angst, in der Aufregung etwas zu vergessen, denn das Thema ist ihm wichtig: „Wir hier in den barrios sind das Herz der Revolution.“ Dementsprechend versuchen sie ihren Teil zur Lösung der aktuellen Probleme beizutragen. Innerhalb des Viertels haben sie begonnen, selber Obst und Gemüse anzubauen, um sich unabhängig zu machen. Außerdem glaubt er nicht an die Knappheit: „Das ist mehr Sabotage als Knappheit. Es geht nicht darum, dass es diese Produkte nicht gibt, sondern Unternehmen wie Pampers halten ihr Angebot absichtlich knapp, um Chaos in der Bevölkerung zu verursachen. Die Opposition muss endlich akzeptieren, dass jeder ein Recht auf Selbstbestimmung hat, auch wir.“ Er spricht von einem Wirtschaftskrieg. Als ich ihn frage, ob er

verstehen könne, dass viele Venezolaner das Land verlassen möchten, fällt der Begriff Medienkrieg: „Die sind schlecht informiert, sonst würden sie nicht in Länder auswandern, in denen die Wirtschaftsprobleme noch größer sind.“ Für ihn kommt das nicht in Frage: „Das sind Menschen, die ihr Heimatland nicht lieben. Wir haben hier in Venezuela alle Voraussetzungen, um glücklich zu sein. Das ist das Land von Bolívar. Das ist das Land von Chávez.“ Aber die Revolution geht auch ohne Chávez weiter. „Jetzt sind wir alle Chávez.“ Darlín ist ausgeglichener in seinen Ansichten. Grundsätzlich befürwortet er die Politik der Regierung, aber er übt auch offen Kritik, denn nicht jedes Viertel funktioniert derart vorbildlich wie das von Ender. Er nennt Beispiele aus seinem eigenen Viertel, wo Leute aus der Nachbarschaft nur im consejo comunal sitzen, um das Geld der Regierung einzustreichen. „Was der Regierung fehlt, ist eine kritische Auseinandersetzung über die Maßnahmen, die sie eingeführt hat. Es ist doch ganz normal, dass es manche gibt, die gut funktionieren und andere, die man noch einmal überarbeiten muss.“ Dann hat Darlín Feierabend. Im Vorbeigehen kauft er sich am Kiosk eine einzelne Zigarette. „Feierabend“, grinst er und bittet den Verkäufer um Feuer.

#### 4. Escasez III

„Ein Deo soll ich meinem Sohn mitbringen.“ Die Frau schüttelt den Kopf. „Früher hat er sich ein T-Shirt gewünscht. Jetzt ist es ein Deo. Meinem Mann soll ich Rasierklingen mitbringen.“ Die Sitznachbarin nickt verständnisvoll. Wir sitzen im Nachtbus von Caracas nach Mérida in den Anden. Eigentlich wollte ich fliegen. Doch Inlandsflüge werden kaum noch angeboten. Angeblich ist die Hälfte der Maschinen der nationalen Flugunternehmen fluguntüchtig. Eine Bekannte erzählt mir später, dass sie über Weihnachten mit ihrer Familie auf die Isla Margarita fliegen wollte, doch zwei Wochen vor Abflug wurde der Flug gestrichen. Mit Glück hat sie noch Tickets auf einer der Autofähren bekommen. Die Situation mit den Überlandbussen ist nicht viel besser. Als ich einige Tage zuvor mein Ticket gekauft habe, hing am Schalter ein Hinweis: Aufgrund von Mangel an Ersatzteilen sind viele Busse nicht verkehrstüchtig. Eine Woche später bleibe ich mit einem Bus auf der Strecke zwischen San Cristóbal und Maracaibo liegen. Es ist mitten in der Nacht. Erst weiß niemand, was los ist. Dann müssen wir alle den Bus verlassen: Damit wird es nicht weiter gehen. Einen Ersatzbus kann das Unternehmen nicht schicken. Stattdessen müssen wir warten, bis am Morgen die ersten Minibusse aus den umliegenden Dörfern kommen, die uns bis in die nächstgrößere Stadt mitnehmen können. Dort können wir in einen anderen Minibus nach Maracaibo umsteigen. Langsam dämmt es. Der erste

Bus hält an. Doch er hat nur Platz für zehn Personen. Der Rest von uns muss auf den nächsten warten. Mit der Dämmerung kommen die Mücken. Ein Mückenspray macht die Runde. Dankbar greife ich zu. Die Flasche, die ich aus Deutschland mitgebracht hatte, war schon nach einer Woche leer. In den Apotheken in Caracas habe ich nur mitleidige Blicke geerntet, wenn ich danach gefragt habe, denn Mückenspray gibt es schon lange nicht mehr. Grund dafür ist das Chikungunyafieber. Eine unangenehme Viruserkrankung die über Mückenstiche übertragen wird. Offizielle Zahlen zu den Erkrankungszahlen in Venezuela gibt es nicht. Aber immer wieder begegne ich Menschen, die daran erkrankt sind. Man erkennt sie meistens an ihrem Humpeln, denn die Erkrankung ist mit extremen Gelenkschmerzen verbunden. Daher auch der Name: Chikungunya bedeutet der gekrümmte Gehende. Die Symptome klingen normalerweise nach einigen Tagen ab, aber es fehlt nicht nur Mückenspray, sondern auch die Fiebersenkenden Medikamente sind ausverkauft. Schließlich kommt wieder ein Bus. Es ist ein ehemaliger Schulbus aus den USA. In Venezuela werden sie im ganzen Land eingesetzt. Meistens ist das Soundsystem mehr Wert, als der ganze Bus. Mittlerweile hat sich ein richtiger Gruppenzusammenhalt entwickelt. Wir lassen die beiden Mütter mit ihren Kindern zuerst einsteigen. Aber schließlich finden wir alle einen Platz. Nur das Gepäckfach fehlt. In Maracaibo angekommen, gehen wir alle zusammen zum Schalter des Busunternehmens. Wir bekommen kommentarlos unser Geld zurück.

#### 4.1 Yesika und Yesenia

Yesika und Yesenia sind Schwestern. Die beiden leben mit ihren Eltern in einem kleinen Vorort von Maracaibo. Die Durchschnittstemperatur liegt hier das ganze Jahr über bei 30 Grad. Maracaibo ist die heißeste Stadt Venezuelas. In Caracas sagen sie über die Maracuchos, dass sie laut und temperamentvoll sind: „Zu viel Hitze, du weißt schon.“ In Maracaibo halten sie die Caraqueños für arrogant. Yesika und Yesenia haben beide Sonderpädagogik studiert. Ihre Abschlüsse haben sie vor einigen Jahren gemacht. Doch nur Yesenia arbeitet auch als Lehrerin. Es ist eine öffentliche Schule. Das Gehalt zahlt der Staat. 4.000 Bolívares im Monat. Das ist der Mindestlohn. Dabei ist sie schon seit sechs Jahren an der Schule. „Jeder Arbeiter verdient mehr“, meint sie mit einem bitteren Lachen. Yesenia trägt Jeans und ein einfaches T-Shirt. Beim Gehen humpelt sie leicht. Auch sie hatte das Chikungunya-Virus. „Ein Arbeiter bekommt 2.000 Bolívares an Zuschüssen für eine Uniform. Wir bekommen nur 500 Bolívares. Das reicht nicht mal für die Unterwäsche.“ Anfang des Monats wurde der Mindestlohn erhöht. Sie lacht, als

ich sie danach frage. „Das sind für mich 200 Bolívares im Monat mehr.“ Nicht der Rede wert also. Eine eigene Wohnung kann sie sich von dem Gehalt nicht leisten. Obwohl sie nebenbei noch zwei andere Jobs hat. Sie verkauft Softdrinks an die Menschen in ihrer Nachbarschaft. Außerdem bietet sie Maniküre an. In der Schule ist sie eine der wenigen im Kollegium, die der Opposition angehören. Mittlerweile hat sie sich daran gewöhnt: „Den Mund halten. Wenig drüber nachdenken. Und die Arbeit machen.“ Manchmal muss sie trotzdem an Demonstrationen der Regierung teilnehmen. „Es reicht aber, wenn wir uns in eine Liste eintragen, danach können wir gehen.“ Grundsätzlich sei es für Regierungskritiker aber schwierig eine Stelle im Öffentlichen Dienst zu bekommen. Erst recht wenn sie wie Yesika auf der Liste stehen. Die Liste, la lista, ist vor zehn Jahren entstanden. Damals hatte die Opposition zu einem Referendum gegen Hugo Chávez aufgerufen. Das Referendum scheiterte. Doch die Regierung hat daraufhin eine Liste der Unterzeichner im Internet veröffentlicht. Die sogenannte Liste Tascón, benannt nach einem jungen Parlamentsabgeordneten, der die Liste damals im Auftrag der Regierung auf seiner Internetseite veröffentlichte, ist legendär. Die Namen von mehr als drei Millionen Venezolanern stehen auf dieser Liste. Einer der Namen war der von Yesika. „Mit der Unterschrift hat man seinen eigenen Untergang besiegelt.“ Eine Karriere als Lehrerin im Öffentlichen Dienst konnte sie daraufhin vergessen. Stattdessen hat sie sich selbständig gemacht. In dem Haus ihrer verstorbenen Großmutter hat sie eine kleine Boutique eingerichtet. Die Kundinnen sind Frauen aus der Nachbarschaft. Außerdem verkauft sie über das Internet an Freundinnen in anderen Städten. Einmal im Jahr fährt sie auf Hausbesuche nach Mérida und San Cristóbal. „In den Anden gibt es keine Sommermode, denn dort ist es weniger heiß als hier, aber wenn der Sommer kommt, dann werde ich angerufen: Yesika, ich brauche ein Sommerkleid. Yesika, hast du einen Badeanzug für mich? Dann packe ich meinen Koffer und fahre los.“ Yesika ist ein bisschen kleiner und kräftiger als ihre sechs Jahre ältere Schwester. Sie trägt enge Leggings und ein weit ausgeschnittenes T-Shirt. Als ich sie damals angerufen habe, damit wir uns verabreden, hat sie mich mi reina genannt, meine Königin. Jetzt lobt sie meine blonden Haare und meinen hellen Teint. „Yesika ist meine Lieblingscousine“, hat der Freund gesagt, der mir den Kontakt zu den beiden vermittelt hat. Ich kann verstehen, was er meint. Yesika ist die Herzliche. Yesenia die Pragmatische. Die Kleidungsstücke, die Yesika verkauft, bringt ihr eine Freundin von Reisen in die USA mit. Das meiste davon hat sie im Sale gekauft. „Hier in Venezuela spielt es keine Rolle, aus welcher Saison die Kleider sind, denn hier gibt es keine Saison: Hier ist immer Sommer.“ Doch für den Kauf im Ausland benötigt die Freundin Dollar. „Wenn wir keine Dollar mehr haben, dann rufe ich Carlos an, ob der welche besor-

gen kann.“ Carlos ist der Cousin der beiden. Wir sind zusammen hergekommen. Er hat mich in meiner Pension in Maracaibo abgeholt. Zwei Stunden später als abgesprochen. In Venezuela ist das normal. Auf der Autofahrt hat er mir erzählt, dass er mit seinen Cousins normalerweise nicht über Politik spricht. „Sonst streiten wir uns nur.“ Jetzt sitzt er stumm in der Ecke und hört zu. Der Gewinn den Yesika mit der Kleidung macht ist minimal. „Mir ist es wichtig, dass die Kleidungsstücke weg gehen, nicht, dass ich möglichst viel daran verdiene.“ Also verkauft sie seit kurzem auch Kuchen. Den Großteil, dessen was sie verdient, steuert sie zuhause zum Haushalt bei. „Zwei Einkommen reichen für Lebensmittel. Mit den beiden anderen kaufen wir den Rest. Also Putzmittel oder Toilettenpapier oder bezahlen die Stromrechnung.“ Wenn man zu viert ist, dann kann man doch ganz gut die Schlangen untereinander aufteilen, werfe ich ein. Yesenia schüttelt entschieden den Kopf: „Ich verdiene wenig, aber ich stelle mich nicht in die Schlange. Ich mache mich doch nicht zu einer Verbündeten der Regierung.“ „Außerdem haben wir keine Zeit dafür“, fällt ihr Yesika ins Wort. „Man kann sich nicht vier Stunden in die Schlange stellen, und wenn man dann dran ist, dann gibt es nichts mehr.“ „Wir essen eben das, was da ist. Denn das ist auch so ein Problem: Manchmal hast du Geld, dann gibt es nichts, und manchmal gibt es was, aber du hast kein Geld.“ „Ich trinke seit einem Jahr keine Milch mehr. Es gibt kein Milchpulver mehr. Die frische Milch schmeckt mir nicht. Außerdem kostet ein Liter 500 Bolívares.“ Yesika schüttelt den Kopf. Dann fährt sie fort: „Diese Schlangen bringen wirklich das Schlimmste in uns hervor. Wir haben echt diesen Punkt erreicht, an dem du dich in die Schlange stellst, und auf dem Heimweg wirst du überfallen. Einer Freundin von mir ist das passiert: Auf dem Weg vom Supermarkt zum Auto haben ihr irgendwelche Motorradfahrer die Einkaufstüten geklaut. Aber sie hat noch gelacht, als sie mir das erzählt hat, denn sie hatte auch ein ganz neues Smartphone dabei, aber danach haben die überhaupt nicht gefragt.“ Generell sei die Kriminalität extrem angestiegen. Der Ort habe sich total verändert: „Als Kinder haben wir an Weihnachten unsere Geschenke direkt auf der Straße ausprobiert“, meint Yesenia. „Das ist heute anders. Entweder die Kinder bekommen keine Geschenke, weil es zu teuer ist“, sie lacht kurz, „oder sie müssen Angst haben, dass ihnen die Geschenke beim Spielen geklaut werden.“ Dabei seien Venezolaner eigentlich total hilfsbereit, wirft Yesika ein. „Wenn früher jemand zu mir gekommen ist, der Kopfschmerzen hatte, dann habe ich dem sofort ein Aspirin gegeben. Jetzt macht man das nicht mehr. Nicht weil man nicht möchte, sondern weil man nicht weiß, wann man wieder Aspirin kaufen kann. Die Menschen haben aufgehört miteinander zu teilen.“ Wir sitzen noch eine Weile schweigend zusammen. Der Ventilator summt. Es ist dunkel geworden, während wir miteinander gesprochen haben, aber

die Luft hat sich kaum abgekühlt. „Venezolaner sind sehr gläubig“, sagt Yesika nachdenklich. Ich erinnere mich an unser Telefonat. „Mir geht es gut, gracias a díos.“, hatte sie gesagt. Gracias a díos. Gott sei Dank. In Venezuela hört man das immer wieder. „Wir wissen, dass nichts für immer ist, sondern dass alles in Bewegung ist. Ich bin davon überzeugt, dass Gott uns nicht im Stich lassen wird. Auch wenn das im Moment nicht danach aussieht.“ Wir verabschieden uns. Carlos schüttelt den Kopf, als wir ins Auto steigen: „Jetzt können wir richtig reden.“ Er lädt mich zum Essen ein: Patacones, eine Art Burger aus Kochbananen, eine Spezialität aus Maracaibo. Als Entschuldigung dafür, dass er zu spät gekommen ist. „Ich bin ein Chávista Realista.“ Ein realistischer Regierungsanhänger, ich nicke interessiert. „Viele Menschen haben in Chávez damals einen Messias gesehen. Besonders diejenigen, denen vorher niemand Bedeutung geschenkt hat. Für mich war Chávez ein ganz normaler Mensch mit seinen guten und seinen schlechten Seiten.“ Einmal habe er ihn auf einer Veranstaltung erlebt. Da habe er allerdings auch Gänsehaut bekommen. „Der konnte schon gut reden.“ Carlos ist auffällig groß für einen Venezolaner. Seine langen dunklen Haare hat er im Nacken zusammen gebunden. „Die sind ja länger als meine Haare“, hatte Yesika vorhin lachend gerufen. Carlos ist ein bisschen jünger als seine Cousinen. Als Jugendlicher hat er sich in der JPSUV engagiert, der Jugendorganisation der Regierungspartei PSUV. „Aber irgendwie habe ich da nie richtig reingepasst“, meint er lachend. „Außerdem ist Politik nichts für mich.“ Mittlerweile studiert er Tiermedizin in Maracaibo. Nebenbei arbeitet er ehrenamtlich für eine Stiftung, die sich um Straßentiere kümmert. Außerdem hat er einen Job in einer Event-Agentur. Heavy Metal Konzerte sind seine Lieblingsveranstaltungen. Irgendwann möchte er einmal nach Deutschland auf das Wacken Open Air. Seitdem er wählen darf, hat Carlos bei den Präsidentschaftswahlen für Hugo Chávez gestimmt, dann für Nicolás Maduro. Die Haltung seiner Cousinen kann er nicht nachvollziehen. Das Problem sei nicht die Regierung. Das Problem seien die Menschen: „Die Regierung hat zum Beispiel dieses Programm gestartet: Jedes Kind lernt in der Schule ein Instrument. Das ist eine gute Idee, aber das bringt den Kindern auch nichts, wenn sie danach nach Hause kommen und da ist niemand, der sich um sie kümmert. Das ist einfach ein kulturelles Problem. Man muss die Menschen umerziehen.“

## 5. Kulturpolitik

Der Maracaibo-See ist einer der größten Seen in Südamerika. Die beiden Ufer sind im Norden in der Höhe von Maracaibo durch eine elf Kilome-

ter lange Brücke, el puente, miteinander verbunden. Der einzige Weg von Maracaibo nach Caracas führt über diese Brücke. Es sei denn, man möchte einmal um den See herum fahren, wie ich es auf dem Hinweg gemacht habe, als ich von Caracas aus erst noch in die Anden nach Mérida und San Cristóbal gefahren bin. Auf dem Rückweg möchte ich gerne direkt nach Caracas. Doch keines der Busunternehmen am Terminal in Maracaibo möchte mir ein Ticket verkaufen. Der Grund: Ich habe keinen Reisepass dabei, sondern nur meinen Personalausweis. Venezolaner müssen ständig ihren Personalausweis, die sogenannte Cédula, vorzeigen: Im Supermarkt. An der Tankstelle. Bei Überlandfahrten. Da ich Angst habe, meinen Reisepass bei einer dieser Aktionen zu verlieren, habe ich mir angewöhnt, nur meinen Personalausweis mitzunehmen. Bisher war das kein Problem. Doch el puente wird extrem überwacht. Maracaibo ist nur eine Stunde von der kolumbianischen Grenze entfernt. Venezuela hat Angst vor illegalen Einwanderern. Deshalb wird jeder Bus vor der Brücke angehalten, und jeder Passagier und jedes Gepäckstück werden einzeln kontrolliert. Ohne meinen Reisepass mit meinem Einreisestempel möchte mich kein Busunternehmen mitnehmen. Also rufe ich einen Freund von Carlos an. Wir waren am Vortag unterwegs, und er hat davon erzählt, dass er womöglich selber nach Caracas fährt, und ich solle mich bei ihm melden, falls ich noch einen Rückfahrtplatz brauche. „Ich kümmere mir drum“, sagt er. Wenige Minuten später ruft er mich zurück: „Ich habe einen Platz für dich.“ Freunde von ihm haben einen eigenen Bus gemietet. Sie möchten zu dem Musikfestival Suena Caracas. Aber sie haben auch Respekt vor den Kontrollen vor der Brücke. Also werde ich mit Carlos und seinem Kumpel über die Brücke fahren, und die anderen werden mit ihrem Bus auf der anderen Seite warten, denn Autos werden nicht kontrolliert. Wir sind um 22 Uhr am anderen Ende der Brücke verabredet. Eine halbe Stunde vorher stehen die Reisebusse an dem Kontrollpunkt Schlange. Doch einer der Freunde in dem Bus kennt jemanden, der jemanden kennt, der dort arbeitet. „Das wird eine Weile dauern, bis die anderen durch die Kontrolle durch sind“, meint Carlos. Also fahren wir noch zu einer Geburtstagsfeier. Dort reagieren alle belustigt auf mich und meine Geschichte vom Reisepass. Doch als es um das Musikfestival Suena Caracas geht kippt die Stimmung. „Das Festival ist ein Skandal.“, meint ein Mädchen. „Die sollten das Geld lieber für etwas anderes ausgeben.“ „Das ist doch Quatsch“, entgegnet Carlos. „Ist doch gut, wenn die Leute Spaß haben.“ Das Musikfestival Suena Caracas findet in diesem Jahr zum ersten Mal statt. Eine Woche lang wird es in der ganzen Stadt Konzerte geben. Eingeladen sind mehr als 100 Künstler. Die Mehrheit davon aus Venezuela. Der Eintritt ist symbolisch: Eine Karte kostet 50 Bolívares. Um das Festival zu finanzieren hat das Parlament erst vor einer Woche einen zusätzlichen Kredit in Höhe von

168 Millionen Bolívares genehmigt. Seitdem streitet sich das Land über das Festival. Das Telefon von Carlos klingelt. „Die sind schon auf der Brücke.“ Wir müssen los. Einer der Freunde in dem Bus kennt jemanden, der jemanden kennt, der an dem Kontrollpunkt arbeitet, deshalb durften sie die Brücke überqueren ohne sich in die Schlange stellen zu müssen. Im Auto schüttelt Carlos den Kopf. „Hast du gesehen? Es ist egal, worüber man auch redet, immer geht es irgendwann um Politik: Du bist dünn geworden. Isst du nicht mehr? Weil es nichts mehr gibt.“ Er lacht. Dann passieren wir den Kontrollpunkt. Niemand interessiert sich für uns. Im Bus werde ich mit Heavy-Metall Musik empfangen. Die Freunde haben lange Haare und tragen schwarze Band T-Shirts von Iron Maiden und Slipknot. Ich bin die einzige mit Gepäck. Die anderen bleiben nur für die Konzerte und fahren dann direkt wieder zurück.

### 5.1 Héctor Torres

Héctor Torres ist Schriftsteller. Wir haben uns auf der Plaza Altamira im Osten von Caracas verabredet. Hier findet im Moment eine der beiden großen Buchmessen des Landes statt. Es ist noch früh am Morgen. Die ersten Verlage beginnen gerade ihre Stände zu öffnen. Normalerweise findet die Buchmesse im Frühjahr statt. Doch aufgrund der andauernden Proteste rund um den Platz musste sie in diesem Jahr auf den Herbst verschoben werden. Mit großen Schritten kommt Héctor Torres auf mich zu. Er ist eine halbe Stunde zu spät, was ihm sichtlich unangenehm ist: „Ich wollte eigentlich beweisen, dass Venezolaner auch pünktlich sein können“, sagt er lächelnd. Dann drückt er mich. Héctor Torres ist einer dieser Menschen, mit denen man gerne befreundet wäre. Wir haben uns einige Tage zuvor auf einer seiner Lesungen kennengelernt. In wenigen Jahren wird er fünfzig. Aber mit seinem Beatles-T-Shirts und dem Ohrring wirkt er deutlich jünger. Gerade hat er ein neues Buch herausgebracht: „Objetos no declarados.“ Eine Sammlung von Kurzgeschichten über seine Heimatstadt Caracas. Das Buch ist, wie auch sein Vorgänger „Caracas muerde“, bei Editoriales Alfa erschienen, einem der größten privaten Buchverlage. In Venezuela haben staatliche Verlage traditionell eine große Rolle gespielt. Monte Ávila Ediciones und Biblioteca Ayacucho gehörten in den siebziger und achtziger Jahren zu den wichtigsten Verlagen des Kontinents. Doch mit Hugo Chávez hat sich die Ausrichtung dieser Verlage verändert. Seitdem erscheinen hier vorwiegend Klassiker der linken Ideengeschichte wie die Bücher von Karl Marx und Fidel Castro. Außerdem werden zeitgenössische venezolanische Autoren veröffentlicht, die, wie der Lyriker Gustavo Pereira, bekennende Anhänger der



Regierung sind. Die Bücher dieser Autoren sind in den staatlichen Buchhandlungen Librerías del Sur ab fünf Bolívares zu haben. Mit solchen Preisen können die privaten Buchverlage nicht mithalten. Ohne staatliche Subventionen müssen sie sich mit ihren Preisen nach den Produktionskosten richten. Die sind in den vergangenen Monaten extrem angestiegen, denn Papier und Tinte müssen importiert werden, aber die Devisen sind knapp. Das Buch „Caracas muerde“ von Héctor Torres, für das man vor einem Jahr noch 300 Bolívares bezahlt hat, kostet in der Neuauflage jetzt 600 Bolívares. Die Leser scheint das nicht zu stören: „Die Bücher verkaufen sich trotzdem. Obwohl sich die Preise mittlerweile verdreifacht haben. Die Menschen verstehen das als einen Teil der normalen Inflation.“ Héctor Torres ist aber auch extrem präsent in Caracas. Er gibt regelmäßig Lesungen. Außerdem schreibt er für unterschiedliche Zeitungen und Internetportale. „Man muss sich um seine Leser bemühen. „Caracas muerde“ ist jetzt in der vierten Auflage erschienen. Es haben sich fast 5.000 Exemplare verkauft. Das war früher unvorstellbar für einen Autor meines Bekanntheitsgrades.“ Die private Literaturszene boomt. Gleichzeitig kennen sich die meisten Akteure untereinander. Einer der Verantwortlichen von Editoriales Alfa, Ricardo Ramírez, hat gerade bei dem kleinen Verlag Ígneo seinen Poesieband „Maneras de Irse“ veröffentlicht. John Manuels, einer der beiden Verleger, arbeitet hier fast ehrenamtlich. Ansonsten verdient er sein Geld als Informatiker. „Das läuft sehr gut im Moment, denn viele Informatiker haben das Land verlassen, dadurch haben meine Aufträge zugenommen.“ Héctor Torres hat auch einmal Informatik studiert. Erst mit Ende zwanzig hat er seine ersten Crónicas geschrieben: Kurzgeschichten zwischen Wirklichkeit und Fiktion. „Mich interessiert dieser Zwischenraum. Ich bin der Meinung, dass es eine objektive Wirklichkeit nicht gibt, sondern dass wir alles durch unseren eigenen subjektiven Filter wahrnehmen.“ Im Mittelpunkt seiner Kurzgeschichten steht seine Heimatstadt Caracas. „Ich versuche unseren kleinen Wahnsinn hier einzufangen, damit sich jeder ein Bild davon machen kann, auch außerhalb von Venezuela. Dabei geht es mir nicht darum zu urteilen. Ich möchte einfach unseren Alltag mit seinen ganzen absurden Gegensätzen zeigen.“ Das Buch trägt den Untertitel „1001 Maneras de ser Venezolano mientras el barco se hunde.“ („1001 Arten Venezolaner zu sein während das Boot untergeht“) Das ist als Warnung gemeint: Noch ist das Boot nicht untergegangen. „Manche glauben, wenn das Boot untergeht, kann man sich einfach auf die andere Seite retten. Aber ein Boot geht niemals nur teilweise unter, sondern immer komplett. Das erleben wir jetzt gerade: Jeder kümmert sich nur um sich.“ Dabei sind Venezolaner eigentlich sehr hilfsbereite Menschen. „Wir haben ein Identitätsproblem. Dadurch, dass wir auf dem Kontinent liegen, glauben wir immer, wir wären Südamerikaner, aber eigentlich gehören wir

zur Karibik. Wir haben alle Eigenschaften von einem karibischen Land: Den Hang zum Exzess. Die überschwängliche Freude. Die tiefe Traurigkeit. Wir machen alles im Extrem.“ Daran versucht er in seinen Geschichten zu erinnern. Darin geht es eben nicht um den typischen Kleinkriminellen, den *malandro*, auch wenn viele auf den ersten Blick danach aussehen. In „*Un clavo en lo alto de una pared*“ fährt ein junger Mann nachts von einer Party alleine im Bus nach Hause. Als zwei Typen einsteigen, muss er erschrocken an das Bargeld in seiner Tasche denken. Einer der beiden Typen setzt sich neben ihn. Der junge Mann beginnt zu schwitzen. Dann beugt sich der Typ vor: „Du musst keine Angst haben. Wir wollen dich nicht ausrauben.“ In Venezuela kommt ein solches Ende überraschend. „Wir haben verlernt, uns als Nation zu begreifen“, meint Héctor Torres. „Dadurch entsteht eine große Einsamkeit.“ Damit verbunden sei ein Verfall der Werte: „Was wir im Moment erleben, weltweit, aber besonders in Venezuela, ist, dass gute Manieren keine Rolle mehr spielen, sondern die herrschenden Werte sind Unehrlichkeit, Misstrauen und Zynismus.“ In seinen Geschichten stellt er dieser Entwicklung den Post-Punk entgegen: „Der Punk hat seinen Ursprung im Aufbegehren gegen das Bürgerliche: Das aufgesetzte Lachen herunter reißen, um die Wahrheit dahinter zu sehen. Aber das Bürgerliche hat sich verändert. Rebellieren bedeutet heutzutage wieder, an die guten Manieren zu erinnern.“ Aus seiner Sicht hat die Entwicklung in Venezuela nicht erst mit Hugo Chávez begonnen. Der Chávismus habe nur aufgezeigt, was immer schon da war: „Der Chávismus hat die Gegensätze in der Gesellschaft angeklagt und genährt, damit sie explodieren und ein Chaos entsteht, in dem er regieren kann.“ Das fehlende Einfühlungsvermögen zum Beispiel sei schon immer ein Problem gewesen. „Ein Venezolaner, der hier in Caracas mit seinem Auto auf die Autobahn fährt und dort im Stau steht, weil irgendwelche Menschen aus den *barrios* eine Blockade errichtet haben, weil es seit einem Monat kein Wasser gibt, denkt sich: „Was habe ich damit zu tun? Sollen die doch nach *Miraflores* gehen. Das ist nicht mein Problem.“ Héctor Torres klingt entschieden, als er weiter spricht: „Dabei ist das natürlich sein Problem: Das sind schließlich seine Mitbürger.“ Er atmet kurz durch. „Was hat jetzt also der Chávismus gemacht? Der hat diesen Schaden demokratisiert: Wenn es kein Wasser gibt, dann nirgendwo. Jetzt ist es das Problem von jedem. Das gleiche gilt für die Gewalt: Früher wurde in den *barrios* jemand für ein Paar Schuhe erschossen. Jetzt wird hier für ein Telefon getötet.“ Das ist einer der Gründe, weswegen niemand protestiert: „Die sind einfach daran gewöhnt, denn die haben immer schon so gelebt mit Knappheit, mit Müll, mit Gewalt.“ Außerdem seien die Venezolaner von Natur aus sehr genügsam: „Der Venezolaner an sich denkt immer daran, den letzten Rest Vergnügen zu finden: Wir können die Situation nicht ändern, also lass uns ein Bier

trinken. Lass uns an den Strand gehen. Jetzt kommt Weihnachten. Dann schauen wir im Januar weiter.“ Mit seinem Schreiben wird er daran wenig ändern können. „Ich schreibe vor allem, weil ich den Drang dazu verspüre, und weil ich mich austoben möchte. Außerdem würde ich niemals behaupten, dass ich weiß, wie der Durchschnittsvenezolaner denkt. Ich laufe zwar total viel zu Fuß und versuche dabei, möglichst viel aufzunehmen, aber was meine Freunde angeht, bewege ich mich in einer intellektuellen Blase. Das ist nicht Venezuela.“ Seine Prognose für die Zukunft ist pessimistisch: „Es gibt einen Trugschluss, zu glauben, Demokratie sind Wahlen. Aber das ist nur ein Element. Demokratie ist Gewaltenteilung. Rechtsstaatlichkeit. Minderheitenschutz. Demokratie ist freie Meinungsäußerung. Venezuela ist eine Nation, die eine lange Tradition von Anführern hat. Das liegt in unserem Blut. Aber natürlich nicht in diesem Ausmaß, dass ein Präsident jemanden zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt und das war es dann. Die Zeit der Demokratie in Venezuela ist leider vorbei. Jetzt gibt es eine Form der Tyrannei oder Diktatur, die Wert darauf legt, die Form zu wahren, sodass man in Europa sagt: Das ist eine Demokratie. „Hier gibt es Wahlen aber zu welchen Konditionen?“ Wir verabschieden uns. Die meisten Stände haben jetzt geöffnet. Der Stand von Editoriales Alfa liegt direkt am Anfang der Plaza Altamira. Ein weißer Pavillon mit Buchtischen. Direkt daneben ist der Verlag Ediciones B vertreten. Einer der wenigen Verlage, die auch außerhalb von Venezuela aktiv sind. Die Schriftstellerin Sonia Chocrón bringt hier ihre Romane heraus. Gerade hat die 53-Jährige ihren ersten Twitter-Roman verfasst: „El Amor en los Tiempos de Cola.“ Der Titel ist eine Anspielung auf den bekannten Roman von Gabriel García Márquez. Eine Satire, die auf bis-sige Weise Stellung bezieht zu den Problemen, die den Alltag in Venezuela bestimmen: Ein Mann und eine Frau lernen sich in einer Schlange vor einer Apotheke kennen. Er wird von einem Motorradfahrer überfallen. Sie begleitet ihn ins Krankenhaus. Die beiden verlieben sich. Doch sie ist bereits mit einem Regierungsvertreter verlobt. Die Idee ist spontan entstanden: „Ein Freund hat zu mir gesagt: Sonia, du musst aufpassen, was du twitterst. Aber ich möchte mich nicht zurückhalten. Deshalb habe ich mit diesem Roman angefangen.“ Einmal in der Woche schreibt sie ein neues Kapitel direkt bei Twitter. Dort ist der Roman auf enormes Interesse gestoßen. Die Kommentare und Bilder der Follower bilden mittlerweile eine eigene Geschichte in der Geschichte. „Ist das nicht großartig? Damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet.“ Sonia Chocrón ist eine der wenigen venezolanischen Autorinnen, die auch außerhalb von Venezuela erscheinen. Dadurch ist sie viel unterwegs. „Ich brauche das Reisen. Sonst erstickte ich hier.“ Bisher hat sie sich jedes Mal wieder gefreut zurückzukommen. Trotzdem hat sie vor einigen Jahren, „als das hier anfang“, wie sie sagt, über ihren Vater die spanische

Staatsbürgerschaft beantragt: „Wer weiß, wann ich die mal brauchen werde.“ Mit ihrer Haltung ist Sonia Chocrón auf der Buchmesse nicht alleine. Kritik an der Regierung gehört hier zum guten Ton. Willy McKey, einer der Verantwortlichen des kritischen Internetportals Prodavinci beginnt die Diskussionsrunde über die Zukunft des Online Journalismus in Venezuela mit dem Hinweis: „Ich gebe euch als erstes mal unsere Internetseite durch, denn sonst werden wir gleich von einer Cadena unterbrochen, dann komme ich nicht mehr dazu.“ Die Anspielung auf die Fernsehansprachen des Präsidenten, die Hugo Chávez eingeführt hat, und für die alle Sender ihr laufendes Programm auf der Stelle unterbrechen müssen, wird mit Lachern kommentiert. Auf der Buchmesse zeigt sich eine weitere Besonderheit: Die venezolanische Buchindustrie ist in sich geschlossen. Internationale Verlage wie Random House haben Venezuela bereits vor einigen Jahren verlassen. Dadurch ist es für venezolanische Autoren schwer geworden, Kontakte ins Ausland zu knüpfen. Als Schriftsteller von seiner Literatur zu leben ist in Venezuela unmöglich. Deshalb arbeiten die meisten zusätzlich als Literaturdozenten oder Journalisten. Das gilt besonders für die Autoren, die in den staatlichen Verlagen veröffentlichen. Anstatt eines Honorars bekommen sie einen Stapel Buchexemplare. „Was soll ich damit machen?“, sagt Rubí Guerra kopfschüttelnd. Einer der staatlichen Verlage hat einen Sammelband mit preisgekrönten Geschichten von ihm veröffentlicht. „Die sind zum Verschenken.“ Dann drückt er mir ein Exemplar in die Hände. Später erfahre ich, dass er vor einigen Monaten einen Herzinfarkt hatte. Jetzt braucht er dringend einen Bypass. Doch die Operation ist teuer. Wie die meisten Venezolaner ist er nicht krankenversichert. Das staatliche Gesundheitssystem ist kostenlos. Doch Sonderleistungen sind davon ausgenommen. Deshalb hat seine Frau jetzt einen Spendenaufruf gestartet. Gleichzeitig ist die einzige Möglichkeit, an ausländische Bücher zu kommen, der Import durch die Buchhandlungen. Aber niemand kann es sich leisten 1.500 Bolívares für ein Buch zu bezahlen. Der angesehene Journalist und Verleger Fausto Masó erklärt während eines Gesprächs über die Situation unabhängiger Buchhandlungen in Caracas: „Wir sollten nicht darüber reden, dass die Buchläden verschwinden, sondern darüber, dass es keine Bücher mehr gibt. Mittlerweile bekommt man hier nicht einmal mehr die Bücher die Chávez gefallen haben. Chávez hat immer gesagt, dass er gerne gelesen hat. Einer seiner Lieblingsautoren war Kant. Aber die Bücher von Kant kann man in Venezuela nicht kaufen.“ Das Publikum applaudiert. Der Mangel an Büchern ist besonders für Studierende ein Problem. Der Markt für Raubkopien boomt deshalb. In der Universidad Central de Venezuela in Caracas gibt es einen Gang, in dem man illegale Kopien von Michel Foucault bis Joseph Campbell kaufen kann. Die Bibliotheken sind ebenfalls in einem extrem schlecht gepflegten Zustand.

## 5.2 Gustavo Pereira

„Ziel dieser Verfassung ist es, eine demokratische und partizipative, multiethnische und multikulturelle Gesellschaft zu errichten, in einem föderalen und dezentralisierten Rechtsstaat, der die Rechte der Freiheit, der Unabhängigkeit, des Friedens, der Solidarität, des Gemeinwohls, der territorialen Integrität, des Zusammenlebens und der Macht des Gesetzes für diese und die folgenden Generationen anerkennt“, heißt es in der Präambel der bolivianischen Verfassung Venezuelas. „Manche finden diese Präambel utopisch“, schmunzelt der Schriftsteller Gustavo Pereira. Der 74-Jährige war als unabhängiger Abgeordneter damals Teil der verfassungsgebenden Versammlung. „Aber man muss auch träumen dürfen. Solange man mit beiden Füßen auf dem Boden bleibt.“ Mitte Dezember wird diese Verfassung fünfzehn Jahre alt. In Venezuela ist das ein besonderer Geburtstag. Eltern veranstalten für ihre Töchter zu diesem Anlass ein riesiges Fest, die sogenannte Quinceañera. Eine Art Miniatur-Hochzeit nur ohne Bräutigam. Auch für die Verfassung ist in Caracas eine angemessene Feier geplant. Gustavo Pereira war als Redner dazu eingeladen, doch er kuriert gerade das Chikungunya-Virus aus. Eine unangenehme Erkrankung, aber in diesem Fall eine willkommene Ausrede, um die Reise von Puerto La Cruz in die 400 Kilometer entfernte Hauptstadt absagen zu können. Denn Gustavo Pereira verreist nicht gerne. Besonders Flughäfen gegenüber empfindet er eine tiefe Abneigung. Allgemein verlässt er sein Haus in La Lechería nur noch selten. La Lechería war ursprünglich ein Fischerdorf außerhalb der Hafenstadt Puerto La Cruz an der Ostküste Venezuelas. Doch dann kamen die Caraqueños. Seitdem ist das kleine Dorf zu einem schicken Vorort angewachsen. Die Fahrt von Puerto La Cruz führt an dicht besiedelten Villenvierteln vorbei, die durch künstlich angelegte Wasserstraßen von der Hauptstraße getrennt werden. Nicht wenige davon haben eine eigene Yacht vor der Tür. Das Haus von Gustavo Pereira liegt im alten Ortskern unweit der Kirche. Ein Bungalow im typischen Kolonialstil. „Heute könnte ich mir das Haus nicht mehr leisten“, meint Gustavo Pereira kopfschüttelnd, als er mich durch den kleinen Garten in sein Arbeitszimmer führt. Er wirkt noch immer ein bisschen wackelig auf den Beinen. Fast hätte er das Interview absagen müssen. La Lechería sei im Begriff über sich hinaus zu wachsen, fährt er fort. Schon jetzt sei der Verkehr zur Rush Hour genauso schlimm wie in Caracas. Das Arbeitszimmer ist ein verwinkelter Raum mit niedriger Decke. An den Wänden stehen lange Holzregale mit Büchern. Was nicht mehr rein passt, stapelt sich davor auf dem Boden. Zwischendrin hängen kleine Kunsthandwerkschätze aus verschiedenen Ländern. In einer Ecke ist eine bunte Hängematte gespannt. Der Raum atmet eine besondere Mischung aus Literatur und Karibik. Wir setzen

uns auf eine kleine Sofaecke. Die Klimaanlage summt leise vor sich hin. Irgendwann während des Interviews wird sie übertönt von einem tropischen Platzregen, der heftig auf das Flachdach trommelt. „Durch eine Verfassung alleine lassen sich keine Probleme lösen“, antwortet Gustavo Pereira auf meine Frage zur Bedeutung der Verfassung. Selbst unter Anhängern der Opposition gilt die bolivariische Verfassung als die demokratischste Verfassung, die das Land jemals gesehen hat. Gustavo Pereira lacht als ich ihn darauf hinweise: „Endlich haben die auch mal einen Blick da rein geworfen.“ Aber abgesehen davon habe die Regierung in den vergangenen Jahren tatsächlich viel erreicht. Als Hugo Chávez damals angetreten sei, habe Venezuela unter einer extremen Ungleichheit gelitten: 20 Prozent der Bevölkerung haben 80 Prozent der Erdöleinnahmen unter sich verteilt. Deshalb sei Chávez an die Macht gekommen. „Wenn ich mich damals mit Freunden auf einen Kaffee oder ein Bier an der Strandpromenade von Puerto La Cruz getroffen habe, dann hatte jedes Getränk immer einen schalen Beigeschmack“, erinnert sich Gustavo Pereira an diese Zeit. „Denn jedes Mal kamen Kinder zu uns an den Tisch, die nach Brot gefragt haben.“ Seit einigen Jahren sei davon nichts mehr zu spüren. In Venezuela gehört Gustavo Pereira zu den bedeutendsten zeitgenössischen Dichtern Lateinamerikas. Er ist einer der wenigen, die auch in Deutsch erschienen sind. Der kleine Verlag Edition Delta hat eine Sammlung seiner Somaris herausgegeben. Ein schön gestalteter Band, der neben einer deutschen Übersetzung auch die spanischen Originalgedichte enthält. Doch in seinem Heimatland ist er aufgrund seines klaren Bekenntnisses zum Chávismus umstritten. Früher hat er regelmäßig für die anerkannte Zeitung *El Tiempo* aus Puerto La Cruz geschrieben, aber seitdem er an der Verfassung mitgewirkt hat, hat die Zeitung keinen Artikel mehr von ihm gedruckt. Irgendwann hat er aufgehört, welche anzubieten. Ähnlich ist es ihm mit der Zeitung *El Nacional* gegangen. Dort hatte er eine regelmäßige Kolumne über Poesie. Doch die Zeitung gilt als regierungskritisch. Irgendwann wurde die Reihe kommentarlos eingestellt. Eine Sammlung der interessantesten Kolumnen ist vor einigen Jahren als Buch erschienen. Die staatlichen Verlage drucken fast alles, was er schreibt. In den Buchhandlungen bekommt man seine Bücher für weniger als fünf Bolívares. Gustavo Pereira lobt diese unter Schriftstellern umstrittene Subventionspolitik. Er könne sich nicht daran erinnern, wann sich Poesie einmal derart gut verkauft habe. „Früher hatten wir höchstens eine Auflage von 300 Exemplaren. Davon haben sich vielleicht zwei Bücher verkauft. Wenn ich dann geschaut habe, wer die gekauft hat, waren das meistens irgendwelche Freunde oder Bekannte.“ Gustavo Pereira lacht. „Mittlerweile erscheinen die Bücher in einer Auflage von 10.000 Exemplaren. Trotzdem sind sie nach einem Jahr ausverkauft.“ Poesie dürfe nicht teuer sein. Auf der Straße wird Gustavo

Pereira manchmal angefeindet. Meistens von Menschen in seinem Alter: „Schaut mal, der Chávist, dem zünden wir das Haus an“, heißt es dann. Das müsse man sich einmal vorstellen. Gustavo Pereira schüttelt den Kopf und lacht. Mit solchen Beleidigungen kann er leben. Außerdem verlässt er sein Haus nur noch selten: „Die Welt ist derart kompliziert geworden, dass ich die Einsamkeit als ein Privileg empfinde.“ Die Entwicklungen im Land verfolgt er mit Sorge. Die Lebensmittelknappheit und die hohe Inflation dürfe man nicht unterschätzen. Die Regierung habe verschiedene Fehler gemacht. Aber grundsätzlich befinde sie sich auf dem richtigen Weg. Das tatsächliche Problem liege woanders: „Wir Venezolaner sind einfach keine Produzenten sondern Geschäftsleute. Deshalb ist hier jeder nur auf seinen eigenen Nutzen bedacht.“ Vielleicht sei der Sozialismus dann nicht die richtige Staatsform für Venezuela, frage ich. Gustavo Pereira schüttelt den Kopf. Einmal habe Fidel Castro zu ihm gesagt, wer wisse, wie man Sozialismus verwirklicht, solle sich bei ihm melden. Sie würden das in Kuba jetzt schon seit fünfzig Jahren versuchen. Gustavo Pereira lächelt. „Ich glaube schon, dass wir das erreichen können.“ Der Sozialismus sei keine Utopie. Sondern ein Prozess der Transformation, der das Ziel habe, die Ungleichheit in einem Land zu beseitigen: „Damit aus Wettbewerb Solidarität wird.“ Gustavo Pereira lehnt sich im Sofa zurück. Im Blick des 74-Jährigen liegt die unausgesprochene Frage: „Was sind schon fünfzehn Jahre? Ein Mentalitätswechsel brauche eben seine Zeit.“ Ihm ist anzusehen, dass er nicht daran glaubt, das noch miterleben zu dürfen. Ob er mir noch irgendwas anbieten könne, einen Portwein vielleicht. Er dürfe eigentlich nicht trinken. Aber dabei würde er eine Ausnahme machen. Schweigend genießen wir den süßen Wein. Später fährt er mich zurück nach Puerto La Cruz. Denn um diese Uhrzeit sei es unmöglich, ein Taxi zu bekommen. Auf der Gegenfahrbahn in Richtung La Lechería staut sich der Verkehr. Mit einem Anflug von schlechtem Gewissen denke ich daran, dass er gleich, nachdem er mich in meinem Hotel in Puerto La Cruz abgesetzt hat, auch in diesem Stau stehen wird. Gustavo Pereira ist mit seinen Gedanken woanders. Plötzlich kommt er auf den Folterbericht der CIA zu sprechen, der am Tag zuvor bekannt wurde. Das erinnere ihn irgendwie an einen Roman des uruguayischen Schriftstellers Daniel Chavarría. Ob ich den kennen würde. Ich schüttele stumm den Kopf. In einem seiner Romane gehe es um die Spionagemethoden der CIA gegenüber Kuba. Konkret um einen Virus, mit dem die CIA Schweine auf Kuba infiziert habe, um die Zucht zu vernichten. „Ich habe bisher nicht geglaubt, dass so etwas wirklich möglich ist, aber dieses Chikungunya gibt mir schon zu denken. Ich bin seit Jahren nicht krank gewesen.“ Gustavo Pereira hat den Blick stumm auf die Straße gerichtet. Dann fährt er fort: Die Gerüchte um die Krebskrankung von Hugo Chávez habe er nie geglaubt. Aber dann

habe ihm ein befreundeter Arzt erklärt, dass es tatsächlich möglich sei, eine andere Person mit Krebs zu identifizieren. Wir schweigen. Dann lacht er kurz auf und schüttelt den Kopf.

## 6. Proteste

„Woher kommst du?“, fragt der Taxifahrer, nachdem ich zu ihm ins Auto gestiegen bin. „Deutschland“, antworte ich. „Das ist ein schönes Land.“ Der Taxifahrer nickt mir anerkennend zu. Ich lache. Aber er lässt sich nicht beirren. Doch, doch, er habe Fotos gesehen, auf denen sehe alles so schön aus, so schön organisiert. Manche würden sagen, Venezuela sei ein Entwicklungsland. Er blickt nachdenklich aus dem Fenster. Dann setzt er seinen Gedanken fort: „Ich habe mal überlegt, Deutschland hat nur ein Drittel der Fläche von Venezuela, aber doppelt so viele Einwohner. Wie machen die das? Das funktioniert nur, wenn man sich gut organisiert – wie beim Koffer packen.“ Ich lache erneut. Dann einigen wir uns darauf, dass Deutschland ein Koffer ist, den jemand sorgfältig gepackt hat, und Venezuela ein vollgestopfter Rucksack. Schließlich lässt er mich an der Universität in San Cristóbal raus. Die Universidad de los Andes mit ihren vier Sitzen in Merida, San Cristóbal, Trujillo und El Vigía ist eine der ältesten und anerkanntesten Universitäten des Landes. Im vergangenen Jahr haben hier in San Cristóbal die landesweiten Proteste gegen die Regierung begonnen. Jetzt wird schon wieder demonstriert. Am Tag zuvor ist ein Professor auf dem Universitätsparkplatz überfallen und niedergeschlagen worden. Eine kleine Gruppe Studierender hat sich vor dem Tor versammelt. Sie halten Transparente hoch und rufen immer wieder Seguridad. Sicherheit.

### 6.1 Reinaldo

„In meiner Familie haben wir die Politik einfach im Blut.“ Reinaldo ist Mitte zwanzig. Er ist groß und kräftig, trägt Jeans und ein grünes T-Shirt, das ein bisschen zu eng ist. Eine Woche zuvor wurde er zum Präsidenten des Studierendenzentrums an der Universität in San Cristóbal gewählt. Wir sitzen auf einer Bank vor dem Hauptgebäude. Immer wieder kommen Studierende vorbei, die ihm auf die Schulter klopfen und ihm zu der Wahl gratulieren. „Meine Botschaft bei den Wahlen war: Ich alleine kann die Uni nicht verändern. Aber wir sind 7.000 Studierende. Zusammen könnten wir viel erreichen.“ Reinaldo spricht schnell. Dazu wippt er mit dem rechten Knie. Manchmal erinnert er an einen dieser typischen Politiker. Aber Reinaldo



möchte genau das Gegenteil sein. Man spürt, dass ihm die Sache Ernst ist: „Wir müssen den Menschen beibringen, dass sie sich verantwortlich fühlen für das Land, für die Stadt, für die Universität. Denn wir sind diejenigen, die hier leben, und die was verändern können. Ich wünschte, in der Uni gebe es mehr Leute, die das auch so sehen. Ich habe das Gefühl, viele sind gleichgültig geworden gegenüber den Problemen, die wir haben.“ Die Probleme an seiner Uni sind wie überall in Venezuela gravierend: Die Gebäude sind heruntergekommen. Die Lehrmaterialien sind veraltet. Immer wieder fallen Seminare aus, weil Professoren ins Ausland gegangen sind, oder weil sie es aufgrund des Verkehrs nicht rechtzeitig zum Unterricht schaffen. In Caracas habe ich einen Professor kennengelernt, der in einer der sogenannten Satelliten-Städte außerhalb von Caracas wohnt, und jeden Morgen um drei Uhr aufsteht, um pünktlich in der Uni zu sein. Außerdem ist die Kriminalität auch an den Universitäten ein großes Problem. Anfang Februar wurde in San Cristóbal eine junge Studentin auf dem Weg zur Uni überfallen. „Das war ihr erster Unterrichtstag. Die ist morgens um neun Uhr alleine durch den Botanischen Garten zu ihrer Vorlesung gegangen. Dann hat irgendein delinquente versucht, sie zu vergewaltigen. Direkt hier um die Ecke. Aber sie hat sich noch befreien können. Auf dem Weg wurde sie ohnmächtig. Als sie wieder zu sich gekommen ist, stand sie unter Schock, weil um sie herum Menschen standen und sie nicht wusste, was passiert war. Der delinquente konnte nie gefunden werden.“ Noch am gleichen Tag hat sich in San Cristóbal spontan eine Demonstration gebildet. Doch die wurde innerhalb von kurzer Zeit von der Polizei aufgelöst. Dabei kam es zu Ausschreitungen, wobei Reinaldo darauf besteht, dass die Gewaltbereitschaft von der Polizei ausging. Trotzdem wurden noch am selben Tag zwei Studierende verhaftet. Als Reinaldo sich zusammen mit seinem Bruder und einem Freund zwei Tage später danach erkundigen möchte, was aus den beiden geworden ist, werden die drei ebenfalls verhaftet. Auf Anweisung des Gouverneurs werden sie mit einem Helikopter in ein Sicherheitsgefängnis in die fast 700 Kilometer entfernte Stadt Coro geflogen. Erst nach einigen Tagen dürfen sie Kontakt zu ihren Eltern aufnehmen. Abgesehen davon, meint Reinaldo, wurden sie aber gut behandelt. „Ich würde niemals sagen, dass uns das Gefängnis keine Angst gemacht hat, denn natürlich war es das erste Mal für uns. Aber wir wurden eigentlich die meiste Zeit in Ruhe gelassen. Allerdings waren wir auch tagelang isoliert. Ich habe meinen Bruder nicht gesehen. Einige Tage später, als wir schon zusammen in einer Zelle waren, kam noch ein vierter Jugendlicher dazu. Für den war das noch krasser, denn der war nur zufällig in der Nähe von einer Demonstration gewesen, und eigentlich musst du zwanzig sein, um in das Gefängnis zu kommen. Er war aber erst achtzehn.“ In Reaktion auf diese Ereignisse fand am 12. Februar eine der größten De-

monstrationen in San Cristóbal statt. Der 12. Februar ist in Venezuela der Tag der Jugend. Die Studierendenorganisationen hatten deshalb sowieso eine Demonstration geplant. Doch die Beteiligung ging weit darüber hinaus. Zwei Tage später werden Reinaldo und sein Bruder freigelassen. Der Freund, der mit ihnen verhaftet worden war, musste noch einen Monat länger im Gefängnis bleiben. Die Anklagepunkte wurden aber nicht fallengelassen. „Uns wurde Terrorismus vorgeworfen, Angriffe auf Polizeibeamte, Zerstörung von öffentlichen Gütern, Brandstiftung an staatlichen Einrichtungen und Diebstahl von Fernsehgeräten. Die Anschuldigungen waren total absurd. Wir haben dann gefragt, wo wir diese Fernsehgeräte denn aufbewahrt haben sollen, ob die uns bei der Verhaftung aus der Hosentasche gefallen sind.“ In San Cristóbal gingen die Proteste weiter. Doch jetzt ging es um Reinaldo und die anderen verhafteten Studierenden. Plötzlich war das ganze Land von einer Protestwelle gegen die Regierung erfasst worden. Dabei blieb es nicht bei Demonstrationen. In fast allen größeren Städten kommt es zu Protestcamps und Straßenblockaden. Wochenlang ist der Verkehr lahmgelegt. Immer wieder kommt es zu Auseinandersetzungen mit der Polizei. In Caracas kommen dabei mehrere Menschen ums Leben. Reinaldo besteht darauf, dass die Studierenden unbewaffnet waren, aber als die Polizei anfang, immer massiver gegen die Blockaden vorzugehen, begannen die Protestierenden dagegen zu halten. Dabei wurden sie von den Menschen aus der Nachbarschaft unterstützt. „Jeder hat sich daran beteiligt“, meint Reinaldo. „Kleine Kinder genauso wie ältere Menschen. Da wo ich wohne, gibt es eine Dame, die ist fast 80 Jahre alt, die hat Steine gesammelt und die den Jugendlichen gegeben, damit die sich gegen den Einsatz der Polizei verteidigen konnten.“ In dem Staat Táchira, dessen Hauptstadt San Cristóbal ist, wird der Ausnahmezustand ausgerufen. Das Militär wird um Unterstützung gebeten. „Die sind teilweise mehrmals am Tag mit Einsatzhubschraubern über die Stadt geflogen, als wären wir im Krieg.“ Erst nach einigen Monaten gelingt es der Polizei, die Blockaden aufzulösen. „Die Menschen haben mit der Zeit einfach die Kraft verloren. Aber diese Hitze, die damals entfacht wurde, die kommt langsam wieder zurück.“ Reinaldo glaubt, dass die Proteste den Zusammenhalt der Menschen in Táchira gestärkt haben. Der Bundesstaat ist traditionell eine Bastion der Opposition. Auch wenn im Moment ein Gouverneur der Regierungspartei das Sagen hat. „Der hat nur gewonnen, weil sich ein Großteil der Wahlberechtigten bei den letzten Wahlen enthalten hat, weil die enttäuscht von dem Vorgänger waren. Aber gerade planen wir schon ein Referendum gegen ihn.“ Doch es gibt auch kritische Stimmen gegen die Proteste. Die kommen insbesondere von Anhängern der Opposition. Eine Bekannte erzählt mir, dass eines der Protest-Camps in Caracas direkt in der Nähe von ihrer Wohnung war, und mehrmals sind bei Auseinandersetzungen

Gruppen von Protestierenden und Polizisten in ihr Gebäude eingedrungen. Andere kritisieren, dass nicht deutlich wurde, worum es dabei ging. Ein Professor wirft der Opposition vor, dass sie dort ihre jungen Anhänger verheizt hat, und dass die Regierung letztlich gestärkt daraus hervorgegangen ist, denn einige hochrangige Politiker wurden im Zusammenhang mit den Protesten verhaftet. Der Bürgermeister von San Cristóbal, Daniel Ceballos, sitzt seit mehr als einem halben Jahr in einem Militärgefängnis in Caracas. Dort ist auch Leopoldo López, einer der Anführer der Opposition, untergebracht. Daniel Ceballos ist mit Anfang dreißig einer der jüngsten Bürgermeister im ganzen Land. Reinaldo kennt ihn durch ihr gemeinsames Engagement innerhalb der Studentenbewegung. Als die Proteste begannen, war Daniel Ceballos gerade erst seit zwei Monaten im Amt. Ihm wird vorgeworfen, dass er die Protestbewegung angestachelt hat. Jetzt droht ihm eine Haftstrafe von zehn Jahren. Doch bisher hat kein Prozess stattgefunden. In dem Gefängnis herrschen strenge Regeln. Daniel Ceballos ist in Isolationshaft. Besuch darf er nur von seinen Familienangehörigen empfangen. Abgesehen davon hat er keinen Kontakt zur Außenwelt. Zuletzt wurde durch die Frau von Leopoldo López bekannt, dass die Gefangenen in dem Gefängnis mit Exkrementen beworfen werden. Auch das Gerichtsverfahren gegen Reinaldo steht noch immer aus. Dabei muss es normalerweise innerhalb von sechs Monaten stattfinden. In der Zwischenzeit hat er strenge Auflagen: Er darf nicht mit der Presse sprechen. Er darf an keiner Demonstration teilnehmen. Er darf das Land nicht verlassen. Er muss sich alle 15 Tage persönlich vor Gericht vorstellen. „Ich bin seitdem einmal nach Caracas gefahren. Die ganze Fahrt über wurde ich kontrolliert. Als wäre ich irgendein Terrorist. Das Problem ist auch, dass die jeder Zeit mit irgendwelchen Beweisen kommen können, und dann müsste ich wieder ins Gefängnis.“ Das hält ihn aber nicht davon ab, sich zu engagieren: „Ich denke, es ist mein Recht als Bürger, friedlich zu demonstrieren. Es ist auch mein Recht, mich zu äußern. Als Student muss man kritisch sein. Ich habe keine Angst davor, auf die Straße zu gehen. Ich habe mehr Angst davor, in einem Land zu leben, in dem ich keine Perspektive habe.“

## **7. Gehen oder Bleiben?**

„Früher ist man zu einem Geburtstag gegangen. Heute geht man zu einem Abschied“, sagt ein Freund zu mir. Abschiednehmen gehört für die meisten Venezolaner mittlerweile zum Alltag dazu. Offizielle Statistiken gibt es nicht. Aber schätzungsweise haben in den vergangenen 15 Jahren fast 800.000 Venezolaner ihre Heimat verlassen. Einmal werde ich in Maracai-

bo auf einer Fähre von einer Frau angesprochen: „Sind Sie Deutsche?“ Als ich nicke, beginnt sie von ihrer Tochter zu erzählen. Eine Medizinstudentin, die darüber nachdenkt, nach Deutschland zu gehen. Ob ich ihr nicht ein paar Tipps könne. Insbesondere in den letzten Monaten wurde das Land von einer regelrechten Auswanderungswelle erfasst. Die Gründe sind zahlreich: Die hohe Kriminalität, die wirtschaftliche Unsicherheit, die politische Polarisierung. Fast jeder, mit dem ich spreche, hat Familie oder Freunde im Ausland. Die meisten davon leben in den USA oder in Europa. Venezuela war traditionell ein Einwanderungsland. Jetzt nutzen viele Venezolaner ihre Abstammung, um dadurch einen europäischen Pass zu bekommen. Vor dem spanischen Konsulat in Caracas bildet sich jeden Morgen eine lange Schlange. Unter den Wartenden sind Studierende, Eltern mit ihren Kindern, Alleinstehende und ältere Menschen. „Dieses Land ist einfach so wunderbar, deshalb wollen alle raus“, meint ein Mann ironisch. Er ist von der Isla Margarita angereist. Dort sei die Lage noch viel angespannter, erzählt er mir. „In Caracas glauben die, sie haben Probleme, aber die sollen mal zu uns kommen.“ Auf der Isla Margarita würden die Menschen mittlerweile vor den Supermärkten zelten. Gas gebe es schon seit Wochen nicht mehr. Sein Sohn lebt seit einigen Jahren auf der spanischen Insel La Palma. Dorthin möchte er jetzt auch ziehen. „Mir ist es egal, ob die mir ein Visum geben oder nicht, ich gehe auf jeden Fall. Dann eben mit einem Touristenvisum. Wen soll das dort schon interessieren, solange ich nicht auffalle.“ Die Frau in der Schlange vor ihm nickt zustimmend. Für sie ist die Situation einfacher: Ihre Mutter stammt aus Madrid. Im kommenden Jahr wird sie mit ihrer Familie dorthin ausreisen. Aber Europa ist weit weg. Immer mehr Venezolaner bleiben stattdessen auf dem eigenen Kontinent. Jahrelang war Venezuela das Ziel zahlreicher Kolumbianer. Jetzt hat sich diese Entwicklung umgekehrt. Bogotá hat mittlerweile einen besseren Ruf als Caracas. „Wir sind abends zu Fuß ins Restaurant gegangen. Das würde ich in Caracas nicht machen“, erzählt eine Freundin nach einem Kurzurlaub in Bogotá. „Ich habe mich da total sicher gefühlt.“ Auch Panama ist ein beliebtes Ziel gerade unter jungen Venezolanern. Einerseits schimpfen sie gerne über die Panamaer: „Die sind total unfreundlich.“ „Als Frau kannst du dort nicht auf die Straße gehen.“ Aber andererseits bilden Venezolaner dort mittlerweile ein Prozent der Bevölkerung. Selbst in Bolivien leben immer mehr Venezolaner. „Bolivien ist besser als Venezuela“, erklärt eine Dame während einer Busfahrt ihrer Sitznachbarn. Ein Freund sei vor kurzem dort gewesen. „Bolivien, das muss man sich mal vorstellen, so ein kleines Land. Venezuela geht wirklich vor die Hunde.“

## 7.1 Oscar Hernández Bernalette

Oscar Hernández Bernalette hat Auswandern zu seinem Beruf gemacht. Als ehemaliger Diplomat hat er jahrelang selber im Ausland gelebt. Erst in Ägypten, dann in Trinidad und Tobago, später in der Schweiz. „Jedes Mal, wenn wir in ein anderes Land gezogen sind, hat meine Frau geweint, weil sie dort nicht leben wollte. Wenn wir dann nach einigen Jahren weiter gezogen sind, hat sie wieder geweint, weil sie nicht weg wollte.“ Oscar Hernández Bernalette spricht gerne über diese Zeit. Wie er sich in Ägypten auf den Rat eines Bekannten hin als Moslem ausgegeben hat, um einen besseren Zugang zur Gesellschaft zu bekommen. Oder wie sein erwachsener Sohn ihm vor einigen Jahren gestanden hat, dass er sich als kleiner Junge jede Nacht in den Schlaf geweint hat, weil er der einzige Weiße in seiner Klasse war. Vor einigen Jahren ist Oscar Hernández Bernalette wie alle damaligen Diplomaten auf Befehl von Hugo Chávez aus dem Dienst ausgeschieden. Jetzt berät er Venezolaner bei ihren Auswanderungsplänen. *¿Me quedo o me voy?* Gehen oder bleiben? ist der Titel eines Ratgebers, den er unter anderem zusammen mit dem Anwalt Alfredo Zuloaga geschrieben hat. Zusätzlich veranstalten die beiden regelmäßig Seminare im ganzen Land. Das Interesse an diesen talleres ist groß. In Barquisimeto, einer beliebten Großstadt zwischen den beiden Metropolen Caracas und Maracaibo, haben zuletzt fast 500 Menschen daran teilgenommen. Sie mussten zusätzliche Lautsprecher aufstellen, damit jeder verstehen konnte, was die beiden auf der Bühne zu erzählen hatten. „Auswandern ist zu einer Mode geworden: Jeder möchte weg“, sagt Oscar Hernández Bernalette nachdenklich. Manche Teilnehmer hätten nicht einmal ein konkretes Ziel, wenn sie in sein Seminar kommen. „Dann fragen sie mich: Wo würden sie hingehen? Dabei habe ich überhaupt nicht vor auszuwandern.“ Oscar Hernández Bernalette sieht diese Entwicklung kritisch. Viele Menschen würden ihre Entscheidung überstürzt treffen. Immer wieder sitzen in den Seminaren Teilnehmer, die ihrer Heimat schon einmal den Rücken gekehrt haben, aber schon nach wenigen Monaten zurückkommen mussten. Weil sie sich in dem anderen Land nicht wohl gefühlt haben. Weil sie keine Arbeit gefunden haben. Weil sie mit der Sprache nicht zurechtkamen. „Das sind die besten Teilnehmer, denn daran können die anderen sehen, dass man diese Entscheidung nicht leichtfertig treffen sollte. Nur weil es einem im Urlaub irgendwo gut gefallen hat, heißt das nicht, dass man dort auch leben könnte. Der Alltag hat mit Urlaub nichts zu tun.“ Einer solchen Enttäuschung möchten sie mit ihren Seminaren vorbeugen. In Caracas bleiben an diesem Tag zum ersten Mal einige Stühle leer. „Entweder das liegt daran, dass bald Weihnachten ist“, meint Oscar Hernández Bernalette bei der Begrüßung, „oder die Auswanderungswelle hat sich wieder gelegt. Das

wäre doch auch schön. Aber ich glaube nicht daran.“ Einige Teilnehmer lachen. Der Saal in dem Gebäude der Tageszeitung El Nacional ist trotzdem gut gefüllt. El Nacional ist eine der letzten kritischen Tageszeitungen in Venezuela. Offiziell wird die Pressefreiheit nicht eingeschränkt, doch El Nacional leidet stärker als andere Zeitungen unter der Papierknappheit, und erscheint deshalb schon seit Monaten nur noch in einer sehr reduzierten Auflage. Oscar Hernández Bernalette schreibt hier regelmäßig Artikel und Kommentare. Durch diesen Kontakt können sie die Räume für ihr taller nutzen. Fast hundert Teilnehmer sind gekommen. Die meisten von ihnen sind Ende zwanzig, aber es sind auch einige ältere dabei. Fast alle tragen eine dünne Jacke. Draußen sind es 25 Grad. Doch die Klimaanlage bläst eisige Luft in den Saal. Daran könne man leider nichts ändern, sagt Oscar Hernández Bernalette entschuldigend. Er selber trägt wie fast immer einen dreiteiligen Anzug. Ein Relikt aus seiner Zeit als Botschafter. Die Teilnehmer sind überwiegend aus der Mittelschicht; gut ausgebildet, aber frustriert über ihre Möglichkeiten. Als sie gefragt werden, wer von ihnen Familie oder Freunde im Ausland hat, zeigen alle auf. Die Veranstaltung besteht aus zwei Teilen: Erst geben Oscar Hernández Bernalette und Alfred Zuloaga allgemeine Informationen: Mehr als fünf Prozent der Venezolaner haben ihr Heimatland in den vergangenen Jahren verlassen. Damit ist die Auswanderungsrate höher als in jedem anderen Land der Region. Es sind vor allem die gut ausgebildeten Menschen die gehen. Auch das macht Venezuela zu einem Sonderfall. Dann gibt es eine offene Fragerunde. Die beiden sind ein eingespieltes Team: Oscar Hernández Bernalette ist für die Emotionen zuständig. Er nimmt den Teilnehmern die Anspannung. Bringt sie zum Lachen. Erzählt von seinen persönlichen Erfahrungen. Alfred Zuloaga ist der Experte für die rechtlichen Fragen: Wie bekommt man eine Greencard in den USA? Kann man seine ganze Familie auf einem Visum mitnehmen? Wie eröffnet man in den USA ein Unternehmen? Mit der Zeit werden die Fragen persönlicher. Eine Frau meldet sich: „Ich glaube, einige von uns haben sich mit der Situation hier abgefunden, sonst wären wir nicht mehr hier. Aber was sollen wir unseren Kindern sagen? Denen fehlt die Perspektive. Meine Kinder studieren gerne, aber sie fragen mich immer, was sie danach damit machen sollen.“ Ein Mann steht auf: „Mir geht es ähnlich. Ich habe auch das Gefühl, dass ich mich hier beruflich nicht weiter entwickeln kann. Gleichzeitig habe ich aber Angst davor, das Risiko einzugehen und ins Ausland zu gehen. Meine Frau ist schwanger, und sie verlässt sich auf mich.“ „Als sie sich gemeldet haben“, Oscar Hernández Bernalette blickt zu der Frau, „wusste ich: Jetzt wird es gut.“ Die Teilnehmer lachen. „Genau über solche Sorgen möchten wir hier sprechen.“ Zusammen mit Alfred Zuloaga betont er: Auswandern ist eine sehr persönliche Entscheidung. Nicht immer ist es die richtige

Entscheidung. Vielleicht reicht es manchmal schon, den Wohnort innerhalb von Venezuela zu wechseln oder sich einen neuen Job zu suchen. „Wir hatten einmal eine Dame in einem taller, die in einer Bank gearbeitet hat. Sie hatte eine ziemlich gute Stelle, allerdings wurde ihr von der Bank auferlegt, regelmäßig an Demonstrationen der Regierung teilzunehmen. Deshalb wollte sie in die USA gehen. Mit ihrem Wirtschaftsstudium und ihren Berufserfahrungen werde sie dort schon eine neue Stelle finden. Wir haben sie gefragt, wie sie sich das denn vorstelle ohne Englischkenntnisse. Jetzt hat sie sich hier in Caracas eine neue Stelle gesucht. Dort muss sie zu keinen Demonstrationen mehr gehen. Plötzlich fühlt sie sich hier wieder wohl.“ Ein zustimmendes Gemurmel geht durch den Saal. Doch unter einigen Teilnehmern macht sich Unmut breit. „Ich fühle mich nicht ganz ernst genommen.“ Eine Frau aus dem Publikum meldet sich. Lange dunkle Haare, dezentes Make-up, ein modischer Blazer. „Als ich mich für das taller angemeldet habe, habe ich gehofft, dass sie uns erklären würden, was wir beachten müssen, damit unsere Auswanderung erfolgreich ist. Doch jetzt erzählen sie uns, dass wir am besten gar nicht erst auswandern, sondern hier bleiben.“ Oscar Hernández Bernal nickt. Er könne ihre Einwände verstehen. Aber diese Auswanderungswelle bereite ihm Sorgen: Wenn alle gehen, was wird dann aus dem Land? „Ich habe den Eindruck, wir haben alle das Gefühl, an einem Abgrund zu stehen, an dem es nur zwei Möglichkeiten gibt: Entweder wir stürzen ab. Oder wir ziehen die Reißleine. Aber in Wahrheit gibt es noch eine dritte Möglichkeit: Wie können wir uns von diesem Abgrund wieder entfernen?“ Man müsse nur einmal an Kolumbien denken mit seiner Diaspora. Jetzt stehe das Land wirtschaftlich besser da als viele andere in der Region. Wem sei das zu verdanken: Denjenigen, die weg gegangen sind, oder denjenigen, die geblieben sind? Und wer habe für das Ende von Pinochet in Chile gesorgt: Diejenigen, die weg gegangen sind, oder diejenigen, die geblieben sind? „Wir haben auch eine Verantwortung unserem Land gegenüber. Wenn es nach mir ginge, dann sollte kein Venezolaner das Land verlassen müssen.“ Einige der Teilnehmer haben Tränen in den Augen. Ein anderer Mann ist aufgestanden. Er ist mit seiner Frau zusammen gekommen. Die beiden sind Ärzte. „Manchmal werden wir am Flughafen für Drogenhändler gehalten mit unseren ganzen Reisepässen“, scherzt er. Sie haben sich schon vor einigen Jahren ihre Abschlüsse in Kolumbien anerkennen lassen. Seitdem haben sie kolumbianische Pässe. Zusätzlich haben sie einen zweiten Wohnsitz in den USA. Außerdem haben sie die italienische Staatsbürgerschaft. „Wir haben schon oft darüber nachgedacht zu gehen. Aber wir sind immer noch hier, denn das ist unsere Heimat. Die Frage ist nur: Wie lange noch? Es ist schwierig, ein Land als seine Heimat zu betrachten, in dem man nicht glücklich ist.“ Die anderen Teilnehmer murmeln zustimmend. Eine

weitere Frau steht auf. Sie habe während ihres Studiums einige Jahre in Madrid gelebt. Dort habe sie sich total wohl gefühlt. Doch sie habe es nicht ausgehalten ohne ihre Familie. Jetzt sei sie wieder hier. Ihre Stimme bricht. Ihre Sitznachbarin fügt hinzu: „Es ist auch immer die Frage mit welchem Ziel man geht. Wahrscheinlich werden wir im Ausland nicht glücklich. Aber sind wir es denn hier noch?“ Als das taller zu Ende ist, bleiben die meisten Teilnehmer nachdenklich zurück. Für Oscar Hernández Bernalte ist das ein wichtiges Ergebnis. Die Entscheidung auszuwandern, dürfe man nicht einfach aus Frust treffen: „Es ist schwierig, wenn die Menschen mit einer Wut im Bauch gehen, denn dann gehen sie mit dem Gefühl, dass sie das Land nicht freiwillig verlassen, sondern dass sie gezwungen wurden, diese Entscheidung zu treffen.“ Mit der Regierung stimmt er nicht überein: „Ich bin der Meinung, das ist kein Sozialismus. Das ist eine Mischung von verschiedenen Ideen. Es wird immer von Revolution gesprochen, dabei hat das nichts mit Revolution zu tun. Denn eine Revolution, die die Menschen ausschließt und sie dazu zwingt, ihr Land zu verlassen, kann keine gute Revolution sein.“ Und genau deshalb bleibt er in Venezuela. Er kümmert sich um diejenigen, die gehen möchten, und diejenigen, die schon im Ausland sind. Das ist sein Beitrag zur Zukunft des Landes. Denn die Regierung hat diese Venezolaner längst abgeschrieben. Man könne fast meinen, sie habe Gefallen daran, dass so viele Menschen das Land verlassen: „In Florida zum Beispiel gibt es kein Konsulat. Obwohl dort die meisten Venezolaner außerhalb Venezuelas leben. Wie kann das sein? Nun, die meisten Venezolaner im Ausland sind Oppositionelle.“ Wer in Florida an den letzten Präsidentschaftswahlen teilnehmen wollte, musste bis nach New Orleans reisen, denn in Florida gab es kein einziges Wahlbüro. Oscar Hernández Bernalte setzt sich für ein Gesetz ein, dass die Venezolaner im Ausland unterstützt, und dass ihnen außerdem die Wiedereingliederung erleichtert, wenn sie irgendwann einmal wieder zurückkommen. Im Moment sieht es nicht danach aus: Nur die Hälfte aller Venezolaner im Ausland kann sich vorstellen, zurückzukommen, wenn sich die Situation im Land verändert.

## 8. Paradies

„Was ist denn hier los?“, frage ich den Taxifahrer, als ich ins Auto steige. Er sieht mich fragend an. Ich deute auf die Schutzfolie auf den Sitzen. „Das Auto ist neu“, sagt er trocken. Er habe keine Lust, dass ihm die Fahrgäste die Sitze verschmutzen: „Die Menschen haben keine Kultur. Die essen und trinken hier im Auto und dann lassen die ihren Müll einfach liegen.“ Er deutet auf einen Zettel am Armaturenbrett. Dort ist die Nummer



von einem Autounternehmen notiert. „Die Sitzbezüge sind schon bestellt. Aber ich warte seit einem Monat auf die Lieferung.“ Das Auto hat er über das Militär gekauft. 65.000 Bolívares hat es gekostet. Aber auf der Rechnung stehen nur 60.000 Bolívares. Den Rest haben sich die vom Militär eingekassiert. Außerhalb von Venezuela weiß niemand von der Korruption hier. Da heißt es immer nur: Was für ein schönes Land.“ Wir fahren über die vierspurige Hauptstraße die den Vorort El Limón mit Maracay verbindet. Am Straßenrand türmen sich Müllberge. Einige von den Tüten sind aufgerissen. Trotz der geschlossenen Fenster dringt der süßliche Gestank zu uns ins Auto. „Warum wird der Müll nicht abgeholt?“, frage ich den Taxifahrer. Er schüttelt den Kopf. „Das hängt mit den letzten Wahlen zusammen. Danach hat der Bürgermeister in diesem Stadtteil gewechselt. Jetzt ist das einer von der Opposition. Aber die Regierungspartei wollte die Wahl nicht anerkennen. Stattdessen haben sie einen eigenen Bürgermeister eingesetzt. Der hat die Kontrolle über die Müllfahrzeuge. Dem neuen Bürgermeister fehlt das Geld, um neue zu kaufen.“ „Wann waren denn die Wahlen?“, frage ich erstaunt über die Erklärung. „Das war vor zwei Jahren.“

## 8.1 Julian

„Als Gott Venezuela erschaffen hat, hat er mit der Küste angefangen: Strände mit feinstem Sand und kristallblauem Wasser. Davor hat er einige paradiesische Inseln gesetzt, die zu den schönsten dieser Erde gehören. Dann kam er zum Landesinneren. Zunächst hat er die Gran Sabana mit ihrer atemberaubenden Artenvielfalt erschaffen. Mitten in die Savanne hat er mit dem Salto Ángel den größten Wasserfall der Erde gesetzt. Quer durch das Land hat er danach einen der längsten Flüsse der Erde gelegt. Schließlich hat er im ganzen Land wertvolle Rohstoffe verteilt. Irgendwann wurde es einem der Engel zu viel und er fragte: Wie kannst du einem Land allein so viele Reichtümer geben? Daraufhin erwiderte Gott: Warte ab bis du die Venezolaner siehst.“ Julian lacht als er mit dem Witz fertig ist. Wie die meisten Venezolaner redet der 37-Jährige gerne. Am liebsten über sein Land. Dabei untermalt er seine Aussagen regelmäßig mit einem Witz: „So sind wir eben: Wenn es ein Problem gibt, machen wir Witze darüber und warten, dass es vorbei geht.“ In Choróní funktioniert diese Taktik sehr gut. Das kleine Dorf ist ein Paradies. Morgens laden die Fischer im Hafen ihren Fang aus. Mittags fahren sie Touristen in ihren Booten zu den Sandstränden in der Umgebung, Die meisten davon sind nur über das Meer zu erreichen. Die Bewohner aus Caracas und Maracay kommen nach Choróní, um sich zu entspannen - und um zu vergessen. Das Dorf liegt nur knapp 200

Kilometer von Caracas entfernt, aber von Maracay aus ist Choróni nur über eine enge Bergstraße zu erreichen. Das macht die Anreise zum Abenteuer. Denn das Hauptverkehrsmittel sind ehemalige, amerikanische Schulbusse, deren gelbe Farbe mit grellen Graffiti übermalt wurde. Eine Gepäckklappe gibt es nicht, dafür verfügt jeder Bus über ein Soundsystem, das die Scheiben zum vibrieren bringt. Mit offenen Fenstern und Cumbia-Musik ruckeln die Busse die engen Serpentinaen hoch bis auf 1.500 Meter. Vor jeder Kurve müssen die Fahrer hupen, denn an vielen Stellen ist die Straße nur einspurig befahrbar. Wer einmal in Choróni war, dem fällt es schwer, wieder zu fahren – nicht nur wegen der Gedanken an die Serpentinaen. Julian lebt seit fünf Jahren hier. Seine Eltern stammen ursprünglich aus Choróni, aber aufgewachsen ist er in einem anderen Urlaubsparadies, der Isla Margarita. Dort hat er seine Liebe zum Surfen entdeckt: „Wenn ich lernen musste, dann habe ich immer zuerst geschaut, wie die Wellen sind. Wenn die Wellen schlecht waren, dann habe ich mich geärgert, weil dann war lernen angesagt.“ Dementsprechend lang hat sein Studium der Meeresbiologie gedauert. „Eigentlich habe ich das nur studiert, damit ich eine Ausrede hatte, um surfen gehen zu können.“ Nach seinem Abschluss hat er eine Weile in Caracas gelebt. „Ich wollte das Leben kennenlernen.“ Aber schon nach einigen Monaten hatte er genug von der Hauptstadt. Jetzt betreibt er in Choróni eine Surfschule mitten an der Playa Grande. Im Dorf nennen ihn alle den Professor. „Hier hat jeder seinen Spitznamen. Erst habe ich mich dagegen gewehrt, aber mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt. Dann bin ich eben der Professor. Es gibt schlimmere Spitznamen.“ Aber mit dem Namen ist auch eine gewisse Verantwortung verbunden. Wenn zwei diskutieren, dann wird er hinzugezogen: „Lass mal den Professor fragen, der hat studiert“, heißt es dann. Doch Julian genießt seine Rolle. Außerdem ist er daran gewöhnt aufzufallen. Mit seinen von der Sonne ausgebleichenen Haaren, dem verwaschenen Quicksilver T-Shirt und den Flip Flops wirkt er wie ein Tourist, wie ein Gringo. „Die Menschen sprechen mich immer an: Pero tú no eres de aquí. (Aber du, du bist nicht von hier.)“ Dabei hat er den Lebensstil längst verinnerlicht. Aus Choróni möchte er nicht mehr weg. Ein Grund dafür ist auch die politische Situation im Land. Julian bezeichnet sich selber als Chavista. Aber mit der aktuellen Politik der Regierung kann er sich nicht identifizieren. In Choróni lebt er, weil er keine Lust mehr hatte, sich jeden Tag zu ärgern. „Ich habe viele Freunde in Caracas. Die schimpfen immer über das Leben. Damit habe ich aufgehört. Wie soll man sich bei diesem Ausblick ärgern können?“ Dabei macht er eine weite Armbewegung in Richtung Meer. Sein Lieblingsplatz ist ein verwachsener Baum auf dem Dorfplatz direkt am Wasser. Hier sitzt er jeden Abend, trinkt eine Dose Bier und raucht eine Zigarette. In das etwa 50 Kilometer entfernte Maracay fährt er nur wenn es unbedingt sein

muss. Als er das letzte Mal dort war, hat ihn in der Bank eine Frau angesprochen: „Sie sind doch Surfer. Mein Sohn auch, aber der lebt jetzt in Italien. Ich habe ihm gesagt, davon kann man hier nicht leben.“ Dann wollte sie mit Julian über die generelle Wirtschaftslage sprechen. Da hat er ihr erklärt, dass er aus Choróni kommt. Daraufhin hat sie verständnisvoll genickt und das Gespräch beendet. Es gibt ein Lied, das Julian in solchen Momenten zitiert: „No soy de derecha. No soy de izquierda. Me van a encontrar muerto in Choróni.“ („Ich bin nicht rechts. Ich bin nicht links. Ihr werdet mich tot in Choróni finden.“) Aber ganz hat er die Politik doch nicht aufgegeben. In kleinem Stil verwirklicht er in seiner Surfschule seine eigene Form von Sozialismus „Ich habe immer drei Surfbretter im Wasser. Eins davon vermiete ich, die beiden anderen sind für die Kinder aus dem Ort. Ich weiß, dass die kein Geld haben, um dafür zu bezahlen.“ Touristen, die am Wochenende kommen, fragen manchmal, ob sie ihn in Dollar bezahlen sollen. Er sagt dann immer: „Lieber in Bolívares, das gebe ich auf dem Heimweg aus.“ Aber von der Politik im großen Stil möchte er nichts mehr wissen. Aus seiner Sicht wird sich in Venezuela nichts ändern, egal, wer regiert. „Die Menschen denken nur noch an die Regierungszeit von Chávez. Aber davor gab es auch Probleme.“ Grund dafür ist seiner Meinung nach der Erdölreichtum des Landes: „Du könntest hier hinkommen und eine Bäckerei aufmachen und damit eine Menge Geld verdienen. Das Problem ist nur: Sobald du jemandem hier von der Idee erzählst, sagen alle: Aber was willst du denn mit Brot?“ Julian schüttelt den Kopf. Dann zuckt er mit den Achseln, zündet sich eine Zigarette an und grinst: „Der Mensch hat ein Gen für Korruption. Venezolaner haben zwei.“